Humoresken

für

Sopha und Eisenbahn-Coupé.

Von

A. von Winterfeld.

VI.

1. Die Hochzeitsreise.
2. Abenteuer in Polkwitz.
3. Ein fehlendes Möbel.
4. Wie der Teufel das Hinken bekam.

33.
111
153.

Berlin.

B. Behr's Buchhandlung (E. Bock)
27, Unter den Linden.

1873.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. Koepsel in Berlin, Kommandantenstr. 12.

1.

Die Hochzeitsreise.

Die Hochzeitsreise.

Obgleich Herr Ernst Stappenbeck Secretair bei der Viehversicherungs-Gesellschaft Pan war, konnte man ihm doch einen romantischen Charakter nicht absprechen. Namentlich, seit er mit Fräulein Marie Behrend sich verlobt hatte, schwärmte er unablässig in poetischen Träumen, und je näher die Hochzeit kam, desto bestimmter ließ er den Wunsch hervortreten, nachher eine kleine Reise zu machen, weil das vornehm und romantisch zu gleicher Zeit sei. Die künftigen Schwiegereltern und sogar die junge Braut thaten alles Mögliche, ihn von seiner fixen Idee zurückzubringen, weil der Monat October eine schlechte Zeit zum Reisen sei und weil die beschränkten Geldmittel einen Ausflug in südliche Klimate nicht gestatteten. Alles umsonst. Nachdem bis zum Hochzeitstage noch Gründe und Gegengründe angeführt und Vorschläge gemacht und verworfen wurden, setzte der junge Gatte beim Diner seinen

Willen durch und schrieb zwischen Suppe und Rindfleisch an den Wirth vom Sandkrug, zwei Meilen von Berlin, auf der Tour nach Oranienburg, daß er noch in dieser Nacht bei ihm eintreffen werde und ihn bitte für zwei warme Zimmer und ein gutes Souper Sorge zu tragen. Was sollten die Schwiegereltern machen? Den ersten Tag der jungen Ehe trüben, das ging doch nicht; folglich ließen sie die Sache gehen, wie sie eben ging.

Da die wenigsten unserer freundlichen Leser den Ort kennen werden, in dessen Romantik das junge Paar seine Flitterwochen zu verleben gedachte, so wollen wir denselben mit ganz kurzen Strichen zeichnen. Der Sandkrug ist also die Zwischen-Poststation auf der Tour von Berlin nach Oranienburg, wo nicht umgespannt, sondern nur ein wenig geruht und der Briefbeutel abgegeben wird. Ein langes, weißes einstöckiges Gebäude mit erblindeten Fensterscheiben, einer flügellahm in ihren Angeln hangenden Hausthür und einem so defecten Dach, daß bei jedem Winde die Ziegel dumpf herunterrollen, um entweder die Wasserrinne zu verstopfen, oder in die beiden ambulanten Krippen zu hageln, die rechts und links am Eingang stehen. Hinter dem Gasthause befindet sich ein schmutziger Hof mit dem unvermeidlichen Düngerhaufen, auf dem Hühner herumkratzen, und neben dem Gehöft ein wüster, vernachlässigter Garten, meist von verworfenem Unkraut angefüllt. Die Umgegend harmonirt mit ihrem Mittel-

punkt. Eine große sandige Ebene mit dürren Stoppeln und magerer Weide; hie und da eine Grube, hie und da ein schläfriger Teich und den Horizont begrenzen dürre Kieferwaldungen in ihren wehmüthig blaugrünen Kleidern. Das ist die Romantik des Sandkruges.

Da wir nun doch einmal den jungen Neuvermählten vorausgereist sind, wollen wir auch gleich hierbleiben, um sie zu erwarten.

Es ist halb zwölf Uhr Nachts, eine dichte Finsterniß hat sich auf die müde Erde gesenkt, und ein naßkalter Wind ächzt durch die kümmerliche Kieferwaldung und zerrt an den lose hangenden Fensterladen des Gasthofes, daß sie ängstlich kreischen in ihren verrosteten Angeln. Das ganze Haus scheint schon zur Ruhe gegangen; denn es ist Alles dunkel und still, und nur aus dem Zimmer gleich rechts vom Flur dringt noch ein trübgelber Lichtschein.

Es ist ein ziemlich großes, kahles, unheimliches Gemach. Neben dem großen Ofen gähnt der schwarze Schlund eines Kamins, aus dem es unmittelbar in den Schornstein hinaufgeht; aber keine wohlthätige Wärme entströmt den beiden Heizungsapparaten, sondern das Feuer in ihren Adern ist erloschen und ab und zu bläst der Wind von oben hinein, wie in eine Röhre der Panspfeife, daß es uns kalt und grausig durch die Nerven schauert. Neben dem Kamin steht eine klapprige Thür, mit der er am Tage zugesetzt wird, und hinter dem Ofen liegt ein kolossaler

Blasebalg, um das Feuer anzuschüren. In der einen Ecke des Zimmers steht eine hohe, alte Wanduhr, in deren wurmstichigem Gehäuse es so dumpf und tonlos tickt, wie die Stimme eines zahnlosen Weibes, das träumend mit sich selber spricht; an den kahlen schmutzigen Wänden stehen hölzerne Stühle umher und in der Mitte des Gemachs befindet sich ein langer Tisch, an dem die einkehrenden Fuhrleute ihr Bier und ihren Kümmel trinken. An dem einen Ende des Tisches steht ein alter schmutziger Leuchter von Blech, in dem ein zerschmelzendes Talglicht mit müd zur Seite hängendem Dochte blakt, und in dem Scheine dieser duftenden Kerze sitzen zwei menschliche Wesen und scheinen zu schlafen.

Der Eine ist der Wirth des Sandkrugs, Herr Kukelberger, ein kleiner, dicker, fettiger Mensch von etwas sanguinischem Charakter. Er stützt den grauen Kopf in die Hand, daß sich das schmierige Käpsel verschiebt, und streckt die kurzen Beine mit dem kurzen Höschen und den gestickten Pantoffeln von sich, um dem Körper eine bequemere Lage zu geben.

Der Andere ist August, der Kellner, das Prototyp eines dämlichen Bauernjungen, mit schmutzig blondem, in die Stirn hängendem Haar, untersetztem Körper und ganz auffallend großen, schwieligen Händen. Er stützt ebenfalls den schweren Kopf in das eine dieser beiden Exemplare, und sein behagliches Stöhnen verbindet sich

mit dem gutturalen Aechzen des Wirthes zu einem eigenthümlichen Duo.

Da stieß die alte Wanduhr an, als wenn sie auf ihre Rede vorbereiten wollte, und dann schlug sie mit hohler Lunge uud zahnlosem Munde Zwölf.

„Auguſt!“ dehnte sich der Wirth, ohne die Augen zu öffnen; „die Post muß gleich kommen.“

„Um,“ machte Jener, noch schlafbefangen und bewußtlos.

Die alte Uhr, die ihre Pflicht gethan, murmelte wieder vor sich hin. Nicht lange, so wurde durch das Pfeifen des Windes und das Klappern und Kreischen der Fensterladen ein fernes Rummeln und Rumpeln vernehmbar, das näher und näher kam.

„Auguſt!“ richtete sich der Wirth empor, indem er die verquollenen Augen rieb; „wach auf... die Post!“ Der Kellner stöhnte noch einmal aus den tiefsten Tiefen seiner Seele und öffnete dann ebenfalls die verglasten Sterne seines Antlitzes.

Noch wenige Minuten und die Postkutsche rasselte vor das Haus und hielt still. Da Wirth und Kellner daran gewöhnt waren, daß die Nachtpost in der Regel keine Passagiere hatte, blieben sie ruhig an ihren Plätzen und warteten den Postillon ab, der auch bald mit seinem großen Mantel steifbeinig ins Zimmer tappste und mit einem verschlafenen „Guten Abend!“ den Briefbeutel auf

den Tisch legte. Nachdem ihm August den üblichen Bittern eingeschenkt, tappste er wieder hinaus und gleich darauf rumpelte der alte Kasten wieder gen Oranienburg.

„Nun kannst Du zu Bett gehen;“ sagte der Wirth, indem er den Beutel aufband und die Briefe zu sortiren begann.

Der Kellner ließ sich nicht zum zweitenmal dazu auffordern, sondern schob so müde ab, als wenn er schon unterwegs wieder einschlafen wollte.

Herr Kukelberger hielt einen Brief nach dem andern an die Talglichtflamme, um die Adresse zu beäugeln, bis er plötzlich größere Augen als gewöhnlich dabei machte und sein Mienenspiel ein erhöhtes Interesse bekundete.

„An mich?“ brummelte er, seine beiden dicken Zeigefinger in den Brief steckend und das Couvert zerreißend; „ih, da bin ich doch neugierig...“

Dann las er halblaut vor sich hin: „Werther Herr! Da ich mich heute vermählt habe und gleich nach dem Diner abreisen will, um meine Flitterwochen in romantischer Abgeschiedenheit zu verleben, ist meine Wahl auf den Sandkrug gefallen. Sorgen Sie für behaglich warme Zimmer und ein gutes Souper; wir denken gegen ein Uhr bei Ihnen einzutreffen. — Ernst Stappenbeck.“

„Na, das ist die Möglichkeit!“ blickte der Wirth vor sich hin; „das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passirt, daß Jemand seine Flitterwochen...“

Dann überkam ihn aber plötzlich seine sanguinische Aufgeregtheit und er sprang auf und rief zur Thür hinaus: „Auguſt! Auguſt!“

„Ja! — Ich schlafe schon!“ tönte es aus einiger Entfernung.

„Schnell... zieh Dich an... in einer Stunde kommen feine Gäſte!“

Nach Verlauf weniger Minuten kam der Kellner wieder hereingeſtolpert.

„Ein junges Paar, das hier ſeine Flitterwochen verleben will,“ eiferte der Wirth; „laß oben die beiden Giebelſtuben heizen, die haben die ſchönſte Ausſicht... und dann wecke die Köchin... ſie ſoll ein feines Souper herrichten, verſtehſt Du?“

„Ja... es wird nur nichts da ſein,“ zögerte Auguſt; „von unſerm Mittag iſt doch nichts übrig geblieben.“

„Ach was... 'ne Suppe läßt ſich immer noch machen,“ ermannte ſich der Wirth; „im ſchlimmſten Fall Kartoffelſuppe... und dann iſt ja der Hecht noch da.“

„Ja, der liegt aber ſchon acht Tage, Herr Kukelberger,“ kratzte ſich Auguſt den dicken Kopf; „der geht am Ende nicht mehr.“

„Unſinn... dann ſoll die Rieke einen Fiſchſalat davon machen... dazu iſt er noch ganz delicat... nun aber

ans Werk... heizen... Köchin wecken... ich will selbst mit in die Speisekammer."

Und damit liefen sie beide ab, rannten in der Thür zusammen, prallten wieder auseinander und folgten dann Jeder seiner bestimmten Richtung.

Es war noch lange nicht ein Uhr, als eine Extrapost angeblasen kam und vor dem Sandkrug stillhielt.

Wirth und Kellner rasten vor die Thür, traten sich beim Oeffnen des Schlages gegenseitig auf die Beine und halfen dann einem Herrn und eine Dame heraus, die in Mäntel gehüllt waren und Beide Reisetaschen trugen. Der Postillon reichte August den Koffer vom Bock und fuhr dann wieder nach Berlin zurück.

„Es ist überstanden, liebe Marie!" sagte der junge Mann; „hier wirst Du für die Mühsal der kurzen Reise entschädigt werden."

Vom Wirth geführt und vom Kellner gefolgt, traten die Neuvermälten in das Gastzimmer.

„Sie sind gewiß Herr Stappenbeck," dienerte Herr Kukelberger, das Käpsel zwischen den Fingern drehend.

„Gewiß," entgegnete der Mann; „haben Sie die Zimmer heizen lassen?"

„Alles in bester Ordnung."

„Und wie stehts mit dem Souper?"

„In einer halben Stunde wird Alles bereit sein."

„Was können Sie uns also geben?"

„Zuerst... eine recht kräftige Kartoffelsuppe..."

„Bouillon wäre mir eigentlich lieber gewesen."

„Wie Sie befehlen... also Bouillon mit Kartoffeln ... dann einen vortrefflichen Fischsalat."

„Befiehlst Du Fischsalat?" wandte sich der junge Mann an seine Frau.

„Mir ist Alles gleich, ich esse doch nichts," sagte diese, noch vollständig eingewickelt.

„Also gut... und nach dem Fischsalat ein Fleischgericht?"

„Gewiß... ein vortreffliches Ragout... Sie werden erfreut sein über meine Küche!"

Dann rannte er, ohne eine Antwort abzuwarten, heraus, während August mit einem Arm voll Holz die Treppe heraufstolperte.

Der junge Mann blickte sein junges Weibchen an und eigenthümlich poetische Empfindungen zogen durch seine Seele, wie liebliches Geläut. Zum ersten Mal allein mit ihr... kein Papa... keine Mama... keine Onkel und Tanten... er konnte nicht anders, er mußte ihre kleine Hand suchen und sie zärtlich drücken.

„Marie!" sagte er mit leis bewegter Stimme; „Du bist traurig... willst Du nicht ein wenig heiterer werden... ich denke, es soll uns hier recht behaglich sein."

„Glaubst Du?" ließ die junge Frau einen Blick durch das kahle Zimmer gleiten.

„Es ist allerdings ein bischen einfach.“

„Aermlich ... und schmutzig,“ entgegnete Marie; „aber Du ließest Dir ja diese unglückliche Reise nicht ausreden... trotz Papa und Mama... trotz aller Welt, die Dir sagte: weshalb verlassen Sie eine reizende, bequeme, reine Wohnung, um die halbe Nacht hindurch nach einem elenden Dorfwirthshaus zu fahren.“

„Darüber habe ich auch bereits meine Ansicht geäußert,“ entgegnete Ernst; „das ist Gebrauch in der vornehmen Welt... nach dem Diner tritt man eine kleine Hochzeitsreise an, man fühlt das Bedürfniß allein zu sein... neugierigen Blicken und Fragen zu entfliehen... weite einsame Spaziergänge zu machen durch Feld und Flur... und durch den traulich geheimnißvollen Wald...“

„In dem die Blätter abgefallen sind,“ bemerkte die junge Frau, deren ganzes Wesen eine gewisse Nervosität documentirte... „und außerdem regnet es in Strömen...“

„Oh... ich habe Schirme mitgebracht,“ beruhigte sie ihr Gemahl, „und außerdem wird die vorübergehende Laune des Himmels doch nicht acht Tage anhalten... komm... setze Dich zu mir ans Feuer.“

„Das nicht brennt,“ sagte Marie, auf einem Stuhl Platz nehmend, den Ernst ihr hingestellt.

„Du hast Recht“, nickte der Letztere freundlich; „ich werde klingeln und es wieder anzünden lassen.“

Damit setzte er die fettige alte Schnur in Bewegung, aber man hörte keinen andern Ton, als das leise Rascheln des Drahtes, der lose an der Wand hinläuft.

„Die Klingel ist abgerissen“, gab er dann die Beschäftigung auf, indem er sich neben seine Frau setzte; „wir wollen warten, bis der Kellner kommt, lange kann er ja nicht mehr bleiben... in einer kleinen halben Stunde sollte das Souper fertig sein.“

Ueber das blasse Antlitz der jungen Frau glitt ein ironisches Lächeln.

„Oh!“ sagte Ernst, der es bemerkt hatte; „hier liegt ja eine Schachtel Streichhölzer... ich werde selbst Feuer machen. Der Mensch muß sich zu helfen wissen.“

Mit diesen Worten strich er ein Hölzchen an der Wand, aber die feuchtgewordene Zündmasse fiel ab und es sprühte kein Funke. Er wiederholte das Manöver mit dem zweiten, dritten, vierten 2c., immer schneller und ungeduldiger, aber stets mit demselben Mißerfolg.

„Das ist ja unerträglich!“ warf Ernst die leergewordene Schachtel fort; dann lief er zur Thür und rief mit lauter Stimme nach dem Kellner, der auch nach geraumer Zeit erschien.

„Machen Sie das Feuer wieder an“, befahl Stappenbeck; „ich wollte es selbst thun, aber die Streichhölzer fangen nicht.“

„Oh... die fangen sogar sehr gut," lächelte August mit einem klugen Gesicht; „es kommt nur darauf an, wie man mit ihnen umgeht... sehen Sie wohl," sagte er dann, nachdem er ein Hölzchen ins Licht gehalten... „besser kann man's ja gar nicht verlangen."

Dann kniete er nieder, legte Holz in den Kamin und entfernte sich, nachdem es angebrannt, um nach dem Essen zu sehen.

Die jungen Gatten sahen schweigend zu, wie die züngelnde Flamme sich abquälte das nasse Holz zu verzehren.

„So geht es nicht," sagte Ernst; „ich werde etwas nachhelfen... da liegt ein Blasebalg hinter dem Ofen."

Damit ergriff er das alte staubige Ding, kniete vor dem Kamin nieder und begann aus Leibeskräften es in Bewegung zu setzen; aber der Blasebalg hatte Beiluft und gab bei jedem Druck einen heiseren klagenden Ton von sich.

„Mein Gott," fuhr Marie mit beiden Händen nach den Ohren, „das klingt ja, als wenn ein krankes Kind weint... das kann ich nicht ertragen."

„Die Luft geht durchs Leder anstatt durch die Spitze," warf Stappenbeck das invalide Ding in die Ecke; „wir wollen warten, bis der Kellner kommt."

Mit diesen Worten stand er auf und setzte sich wieder neben seine Frau.

„Das schadet nichts," lächelte er freundlich; „durch solche Kleinigkeiten muß man sich die Laune nicht verder=

ben lassen... ich finde es hier doch nett... was sagt der Dichter? Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glück=lich, liebend... au!“ unterbrach er sich selbst, indem er mit der Hand nach dem Genick fuhr.

„Was ist Dir denn?“ blickte ihn die Gattin an.

„Findest Du nicht, daß es hier zieht?“ drehte Stappenbeck den Hals, als wenn er prüfen wollte, ob die Scharniere noch in Ordnung wären.

„Ich habe es noch nicht bemerkt.“

„I natürlich“, fuhr der Gemahl fort, indem er sich erhob: „mir ist ja der ganze Rücken kalt geworden... Da ist ja auch eine Scheibe entzwei... oder vielmehr gänz=lich... daß ist ja unmöglich auszuhalten in dieser Jahres=zeit... Kellner!... Kell... ner!“ rief er dann abermals aus der Thür.

Nach geraumer Zeit kam Auguft eilig angelaufen.

„Sehen Sie einmal dahin!“ zeigte Stappenbeck mit ernstem Vorwurf nach dem Fenster.

„Aha! Sie haben 'ne Scheibe zerschlagen,“ nickte der Kellner; „das brauchen Sie nicht gleich zu bezahlen, das kommt auf die Rechnung.“

„Dummkopf... es war ja schon,“ rief der junge Mann; „schnell... holen Sie einen Glaser!“

„Aus Oranienburg... mitten in der Nacht... und bei dem Wetter?“ lächelte Auguft wieder auf eine eigen=thümlich kluge Art.

Die junge Frau hatte ihren Gemahl ängstlich und besänftigend angeblickt, ohne daß Jener es bemerkt.

„Wir können doch aber hier nicht im Zug sitzen bleiben, Donnerwetter!“ erhitzte er sich mehr und mehr.

„O, mein Gott... er flucht“, zitterte Marie; „und ich hielt ihn für sanft.“

„Ich habe eine Idee“, sagte der Kellner; „warten Sie nur noch fünf Minuten, dann werde ich die Sache in Ordnung bringen... ich werde ein Stück Papier vorkleben.“

„Burr... ist das eine Kälte!“ schüttelte sich Stappenbeck, als der Kellner gegangen, „ich fürchte wirklich, daß ich mich erkälte... wollen wir nicht unsere Plaids und Cachenez wieder umnehmen?“

Die junge Frau willigte mit Freuden ein, und einige Minuten darauf saßen Beide, wie zwei Mumien eingehüllt, vor dem ausgegangenen Feuer, an das nur noch ein leise aufsteigender Rauch erinnerte, wie eine wehmüthige Nachempfindung.

„Merkwürdiges Costüm für einen Hochzeitstag,“ begann Stappenbeck mit wiedergewonnenem Humor nach einer kleinen Pause; „dadurch muß man sich aber die gute Laune nicht verderben lassen... die Wärme kehrt schon wieder in meinen Körper zurück... bis auf das Herz... in dem sie nie erkaltet war... Marie!“... wickelte er dann seinen rechten Arm mühsam aus dem Plaid und suchte nach der linken Hand seiner Frau; „meine theure geliebte Marie!“

„Mein Gott, wie sind mir die Füße kalt," drückte diese die feinen Stiefelchen aneinander.

Mir sind sie auch schon ganz abgestorben... aber das thut nichts... oben bin ich warm."

In diesem Moment fuhr ein Windstoß durch die fehlende Scheibe ins Zimmer, entzündete, indem er aus dem Schornstein wieder hinausraste, die schlummernde Flamme, und einen Augenblick nachher erschien August mit einem Stück bekleisterten Papiers, das er vor die Oeffnung klebte.

„So!" nickte er freundlich, nachdem die Arbeit gethan, „wenn Sie die Scheibe wieder zerbrechen sollten, kommt's Ihnen nicht theuer."

Dann verschwand er, freundlich wie er gekommen.

„Jetzt wäre einem doppelten Uebelstande abgeholfen," freute sich Stappenbeck; „das Windloch ist verklebt, das Feuer brennt.. willst Du nicht Deine Füßchen ein wenig weiter ausstrecken und Dich wärmen? So.. thut das nicht wohl!"

„Ach, ja!" entgegnete die junge Frau.

„Der Horizont klärt sich auf," faßte er jetzt ihre linke Hand; „ein behagliches Feuer... ein gutes Souper in Aussicht... o, Marie... meine geliebte Marie!"

Das junge Weib ließ ihm die Hand und schlug verschämt die schönen Augen nieder.

„Willst Du mich jetzt auch Ernst nennen, woran Du Dich noch nicht gewöhnen konntest?" rückte Stappenbeck ein klein wenig näher.

„Von Herzen gern.“

Plötzlich stand der Gemahl aber auf und wickelte den Plaid von seinem Körper.

„Was machst Du denn?“ sah ihm Marie mit Staunen zu.

„Mir wird zu warm,“ sagte er, das Tuch fortlegend und sich wieder zu ihr setzend.

„Nimm Dich in Acht, Du wirst Dich erkälten.“

„Sei unbesorgt, mein holdes Weib!“

Indem sie ihn freundlich ansah, fiel ihr Blick hierbei auf eine Cigarrentasche, welche neugierig aus der Brusttasche seines Rockes guckte.

„Rauchst Du, Ernst?“ fragte sie, nicht angenehm berührt.

Ernst bekam einen kleinen Schreck und versuchte, die Tasche ein wenig tiefer zu stopfen.

„Ob ich rauche.. meinst Du?“ stotterte er verlegen.. „nein.. das heißt.. nur wenn es verlangt wird.. sonst nicht.“

„Ich werde es niemals verlangen, denn ich verabscheue das Rauchen,“ wandte sich die junge Frau ab.

„Oh!“ machte Ernst, ein wenig betroffen.

„Papa sagt, alle Raucher würden zuletzt blödsinnig, bekämen die Gehirnerweichung.“

„Ah... Dein Papa hat aber Ideen... die er wirklich nicht verantworten kann,“ fühlte sich der Herr Gemahl beleidigt.

Marie senkte das Haupt, dann hielt sie ihr Taschentuch vor die Augen und begann zu weinen.

„Was ist Dir... mein geliebtes Weib... was ist Dir?“ fragte Ernst besorgt.

„Ich entdecke heute lauter schlechte Eigenschaften an Dir,“ schluchzte sie; „Du hast mich getäuscht.“

„Inwiefern... ich bitte Dich!“

„Erst hast Du geflucht... dann erfahre ich, daß Du rauchst... und nun sehe ich auch, daß Du meinen Vater nicht liebst... und das muß man Alles schon am Hochzeitstage erfahren... was wird in der Folge noch hinzukommen?“

Stappenbeck machte erst ein nachdenkliches Gesicht; dann stürzte er vor seiner Frau auf beide Kniee nieder.

„Marie!“ rief er; „ich schwöre es Dir, ich bete Deinen Vater an, wie ich Dich selbst anbete; aber sei mir nicht mehr böse... ich schwöre Dir außerdem, daß ich überhaupt der sanfteste und friedfertigste Mensch von der Welt bin... aber vergieb mir... laß mich Dich küssen.“

Das junge Weib vermochte nicht einer so dringenden und feurigen Aufforderung zu widerstehen und beugte das Haupt sanft hinab, um dem Kuß ihres Gatten entgegenzukommen, in dem beide Seelen dermaßen zu zerschmelzen schienen, daß sie in ihrem Freudentaumel den Eintritt des Kellners total überhörten.

Dieser blieb an der Thür stehen und betrachtete mit großen Augen das interessante Schauspiel. Als dasselbe

jedoch gar kein Ende nehmen wollte, wagte er eine leise, dann eine lautere Anrede, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Nachdem er auch noch eine dritte versucht, machte er einige Schritte vorwärts, ergriff den invaliden Blasebalg und entlockte ihm das bekannte Kindeswimmern, um auf diese Weise sich bemerkbar zu machen.

Kaum hatte die junge Frau jenes fatale Geräusch vernommen, als sie aufsprang und beim Anblick des Kellners sich beschämt das Antlitz verhüllte. Stappenbeck aber, in seinem süßesten Genuß gestört und so von dem Tölpel sich beleidigt glaubend, fuhr ebenfalls empor und überschüttete denselben mit einer solchen Fluth von Zornesausbrüchen, daß jener schreckenbleich entfloh, ohne daß er bestellt hatte, das Souper sei aufgetragen.

„Das ist also Deine Liebe... das sind also Deine Betheuerungen?“ schluchzte die junge Frau, als Beide allein waren; „Du compromittirst mich vor diesem rohen Menschen, Du schiltst und fluchst schon wenige Minuten darauf, nachdem Du mir geschworen, es nimmer wieder zu thun... oh, ich bin recht unglücklich, ich habe einen Wütherich geheirathet.“

Nach vielen Bitten gelang es Stappenbeck endlich, seine Frau einigermaßen wieder zu beruhigen und sie zum Niedersetzen zu bewegen.

„Ich schwöre es Dir noch einmal, Marie,“ sagte er in weichen, elegischen Tönen; „ich bin ein Kind an

Sanftmuth... damit Du mich aber ganz genau kennen lernst, erlaube mir, Dir meinen Charakter zu entwickeln... mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Ich bin gut, Marie; ich bin sanft, Marie.. ich bin ..ha..ha..ha.."

Hier stockte der Redner, indem er die Augen schloß, die Stirn in Falten zog, die Nase kraus machte und den Mund ein wenig öffnete.

Die Frau blickte sich ganz ängstlich nach ihm um.

Ich bin... ha... ha... ha... tschi!!" nießte Stappenbeck so gewaltig, daß er sich ordentlich schüttelte... „ich verberge Dir Nichts," setzte er dann, mit seinem natürlichen Gesicht, hinzu.

„Du scheinst Dich erkältet zu haben," lächelte Marie.

„Das scheint mir auch beinahe so," nickte Ernst... „Das waren also meine Vorzüge," fuhr er dann fort; „jetzt komme ich zu meinen Fehlern, deren ich überhaupt nur einen einzigen besitze: ich bin nämlich dermaßen gefühlvoll, daß ich keinen Unglücklichen sehen kann... ich muß ihn förmlich fliehen. — Ich neige außerdem zur Träumerei, zur Me... melancho... ha... ha... hatschi! — Ich bitte um Entschuldigung... ich kann es ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich ein poetisches Herz im Busen trage."

„Du machst also Verse?" unterbrach ihn die kleine Frau.

„Ja"... fuhr Stappenbeck fort; „ich habe Manches gedichtet.. Romanzen.. Canzonen.. lyrische Ergüsse..

für letztere bin ich ganz besonders fein organisirt... meine Seele vibrirt... alle Harmonieen der Natur nach..."

Von hier an begann Stappenbeck heiserer und immer heiserer zu werden, bis die Stimme sich in ein rauhes Krächzen verwandlte.

„Ich höre Stimmen, die nicht sprechen," schilderte er sich weiter; „ich verstehe das Flüstern der Bäume... äh... uh... ich unterhalte mich mit den... äh... uh... hm... Vögeln... ich kenne den Dialect der... hum... Blumen... ich übersetze mir die schaurigen... urr... Romanzen des Windes, wenn er durch die... äh... trockenen Stämme heult... ich lese die Sprache der... urrr... Sterne.. und der.. Thautropfen im.. ä—h.. Grase.. alle Wetter, ich glaube, da ist schon wieder eine Scheibe entzwei... ich habe mich schauderha... ha... ha... hatschi... erkältet."

Damit sprang er auf, machte die Entdeckung, daß die Papierverklebung wieder abgeweicht war und gab sich nun die größte Mühe, seinen Nachtsack vor das Wetterloch zu hängen; dann setzte er sich wieder zu seiner Frau und ergriff ihre Hand.

„Marie," fuhr er in seinen Betheuerungen fort; „ich sage es Dir, aus dem Grunde meines Herzens, daß ich Dich liebe... das leichte Geräusch Deiner Schritte regt mich auf. Das mystische Rauschen Deines Gewandes... nein," unterbrach er sich hier selber, nachdem ihm die

Stimme zmeimal gänzlich verſagt... „es geht nicht mehr... ich werde unmöglich..."

„Armer Ernſt!"

„Ich will nicht mehr ſprechen, krächzte dieſer; „ſonſt werde ich vollſtändig tonlos ... und außerdem habe ich einen Hunger ... zum Ohnmächtigwerden ... mein Gott, was iſt das für ein Zuſtand!"

Glücklicherweiſe kam jetzt der Wirth in höchſteigener Perſon und erinnerte daran, daß das Souper kalt würde, wenn die Herrſchaften nicht die Gewogenheit hätten zu kommen.

Die Neuvermählten folgten ihm in ein eiskaltes Zimmer, wo die Tafel gedeckt war. Aber, o Schrecken! Die Bouillon, welche die urſprüngliche Kartoffelſuppe geblieben, war mit ranziger Butter gekocht; der Fiſchſalat von dem bereits ſeit acht Tagen verſchiedenen Hecht ungenießbar und die Geruchsnerven beleidigend, und das Fleiſchgericht beſtand in einem Ragout von ſo vielen und theils verdächtigen Ueberbleibſeln, daß das ganze Souper nicht angerührt wurde.

Was war nun zu thun?

Ernſt machte den ſchüchternen Vorſchlag, ſchlafen zu gehen, und den vor Hunger, Anſtrengung und Erkältung ermatteten Körper zu ruhen. Obgleich Marie ihm nicht antwortete, las er doch in dieſem Schweigen eine Bejahung und fragte den Wirth, ob die Giebelzimmer geheizt wären.

„Oh... vollſtändig durchgewärmt," complimentirte dieſer.

„Bitte; dann führen Sie uns und lassen Sie das Gepäck herauftragen.“

Herr Kukelberger, der über die Verschmähung seines Soupers sich gar nicht einmal sehr beleidigt fühlte, nahm ein Licht vom Tisch und schritt dem jungen Paar voran die ächzende, gebrechliche Treppe hinauf, bis man auf einen wüsten Boden gelangte, der von allerlei Gerumpel angefüllt war. Oben auf das Dach hörte man die schweren Regentropfen fallen und durch die offenen oder schlecht-geschlossenen Luken pfiff der Wind hinein, als wenn er den alten Boden einmal fegen wollte, was wohl seit vielen Jahren nicht geschehen.

„Oh, mein Gott,“ drängte sich die junge Frau an ihren Mann; „wie schrecklich ist es hier oben!“

Ernst wollte antworten, brachte aber nur einen rauhen, verschwollenen Ton hervor, der aber ganz zur Situation und Decoration paßte.

„Wir sind gleich zur Stelle,“ trippelte der Wirth, sorgsam mit der Hand die Flamme schützend, voran: „in Ihrem Zimmer wird es Ihnen recht behaglich sein.“

„Gnurr!“ machte Ernst.

Einen Augenblick darauf öffnete Herr Kukelberger eine alte schwarze Thür, aus der aber ein so dicker, bitter riechender Qualm ihnen entgegenströmte, daß selbst die abgehärtete Natur des Eingeborenen ihn nicht zu ertragen vermochte, und alle Drei in ein heftiges Husten ausbrachen.

„Es raucht ein bischen," hielt sich der Wirth die Brust; „ich werde ein Fenster öffnen... dann ist es gleich vorbei."

„Nein... lassen Sie... um Gotteswillen...," drückte Stappenbeck die Thür wieder zu; „wir wollen wieder hinunter... lieber todt, als in dem Zimmer schlafen!"

Als die Neuvermählten unten in der kalten Gaststube dicht aneinandergedrängt saßen, um sich gegenseitig zu erwärmen, dachte Stappenbeck unwillkürlich an seine reizend eingerichtete Wohnung in Berlin, an diese warmen Zimmer, mit allen ihren kleinen Bequemlichkeiten... Dann wandte er sich schüchtern zu seiner Frau...

„Mariechen!" sagte er leise.

„Lieber Ernst."

„Was meinst Du, wenn wir nach Berlin zurückführen?"

„O, ich würde glücklich darüber sein."

Stappenbeck stand auf und rief nach dem Wirth, der auch alsbald erschien.

„Wir fahren wieder nach Hause", krächzte er; „lassen Sie sogleich Extrapost kommen."

„Aus Oranienburg?" zuckte Kukelberger die Achseln; „die könnte vor vier bis fünf Stunden nicht hier sein."

„Haben Sie nicht selbst Fuhrwerk?"

„Allerdings... aber es ist nicht so bequem wie eine Post."

„Thut nichts ... nur fort von hier, das ist die Hauptsache ... lassen Sie anspannen, so schnell wie wöglich.“

„Sie sind also nicht zufrieden mit meinem Hause?“ fragte Kukelberger ein wenig beleidigt.

„Das will ich gerade nicht behaupten,“ entgegnete Stappenbeck, vollständig heiser und mit thränenden Augen; „aber ich habe nur ein Dutzend Taschentücher mitgebracht, und ich sehe, daß sie nicht reichen würden.“

„Nun ... wie Sie befehlen ... dann werde ich also anspannen lassen,“ entfernte sich Kukelberger.

„Und die Rechnung, wenn Sie so gut sein wollen!“

„Schön!“

Die jungen Leute wickelten sich wieder in ihre Plaids und warteten dann eine gute Viertelstunde, bis der Wirth meldete, daß der Wagen vorgefahren sei und zugleich die kleine Note übergab.

Stappenbeck las laut:

„Für Souper mit Wein ... Zimmer ... zwei Heizungen ... eine zerbrochene Scheibe ... Ausbesserung besagter Scheibe.... Servis, ausgenommen Portier und Hausknecht ... Wagen nach Berlin, exclusive Chausséegeld und Trinkgeld an den Kutscher fünfzehn Thaler.“

Obgleich Stappenbeck über die unverschämte Forderung erstaunte, bezahlte er doch ohne Abzug und gab dem August, der sich als Kellner, Portier und Hausknecht in einer Person zu erkennen gab, ein ansehnliches Trinkgeld.

„So!“ sagte er dann; „nun leben Sie wohl, Herr Kukelberger.“

„Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, sich ins Fremdenbuch zu schreiben?“ präsentirte ihm der Wirth den schmierigen Folianten.

Stappenbeck zögerte einen Augenblick; dann nahm er die Feder und schrieb:

„Ihr, wenn Ihr Euch einst vermählet,
Hochzeitsreiselust Euch quälet;
Geht nach jedem andern Lande,
Nur nicht nach dem Krug im Sande,
Doch, am besten bleibt zu Hause
In der friedlich stillen Klause.

Ein junger Ehemann.“

„Gieb mir auch einmal die Feder“, bat Marie, die über seine Schulter gelesen.

Dann schrieb sie darunter:

„Aus innigster Ueberzeugung contrasignirt:

Eine junge Frau.“

Und sie fuhren nach Berlin zurück und hatten acht Tage lang den Schnupfen, fühlten sich aber dennoch sehr glücklich.

Im Sandkrug wurde es aber immer öder und öder; in dem wüsten Garten neben dem Gehöft verwelkte allgemach das Unkraut, auf die sandige Ebene mit ihren dürren Stoppeln breitete der Schnee seine warme Decke, und die grünen Haare der dürren Fichten wurden weiß und fielen schwerer auf ihre Schultern hinab.

2.

Ein Abenteuer

in den „Drei Mohren“ zu Polkwitz.

Ein Abenteuer

in den „Drei Mohren“ zu Polkwitz.

Wer niemals auf der niederschlesisch-märkischen Zweigbahn gefahren ist, dem wird höchst wahrscheinlich auch die Existenz der Station Klopschen unbekannt geblieben sein. Sie liegt eine Stunde von Glogau und man muß dort aussteigen, wenn man mit der Post nach Polkwitz, Lüben oder Liegnitz will.

Ich bin oft in Klopschen ausgestiegen und deßhalb ist mir auch der Bahnhof so treu im Gedächtniß geblieben.

Ein großes, etwas wüst aussehendes Haus und gegenüber ein langer, rauchgeschwärzter, noch wüster aussehender Schuppen. Neben dem Bahnhofgebäude verkümmert und verstaubt ein kleiner Garten, dessen Bäume und Gesträuche ebenso welk und kraftlos aussehen, wie die beiden Kofferträger, die aus Mangel an Trinkgeldern in eine düstere Melancholie versetzt worden sind. Am Ende des Gartens steht ein verfallenes Gerüst, das die Absicht erkennen läßt, hier Concerte zu geben; aber das unheimliche Knacken und

Aechzen, wenn der Wind darüber hinfährt, ist die einzige Musik, die man jemals von dieser gebrechlichen Tribüne vernommen hat.

In dem großen und öden Wartesaal, wo höchst selten Jemand wartet, stehen unter einer staubigen Glasglocke zwei mumienhafte Butterbrode, auf denen einige Scheiben pechschwarzer Schlackwurst sich schmerzlich gekrümmt haben.

Ich bin, wie gesagt, oft auf dem Bahnhof in Klopschen gewesen; aber ich habe jedesmal dieselben beiden Butterbrode mit denselben beiden Wurstscheiben gesehen.

Mit mir hatten noch einige andere Personen den Zug in Klopschen verlassen; da ich jedoch in dem etwas entfernt liegenden Ort zu thun und die Post nach Polkwitz, respektive Liegnitz, in einer kleinen Stunde abgehen sollte, so kümmerte ich mich nicht weiter um meine Reisegefährten, sondern löste mir schnell mein Billet, übergab einem der melancholischen Gepäckträger meinen Koffer und eilte auf einem näheren Fußpfade, der sich anmuthig durch ein krankes Kartoffelfeld schlängelte, dem Orte Klopschen zu.

Ich wurde etwas länger aufgehalten, als ich erwartet hatte, nnd als ich endlich in gelinder, aber wohlthätiger, Transpiration wieder auf dem Bahnhof anlangte, war die Post soeben abgefahren, währen die beiden Butterbrode mit ihren annektirten Wurstscheiben in derselben mumienhaften Erstarrung verharrten.

Das war eine fatale Sache. Ich hatte in Polkwitz

zu thun, mußte zu einer bestimmten Zeit in Liegnitz sein und die nächste Post ging erst am andern Morgen, als Anschluß des Nachtzuges, ab. Was war also zu machen? Ich ging mit mir selber einen Augenblick zu Rathe und faßte dann den schnellen Entschluß, mir mein bezahltes und ungültig gewordenes Postbillet zum Andenken aufzuheben und mir zur sofortigen Weiterfahrt Extrapost zu bestellen.

Gedacht, gethan. In einer kleinen Viertelstunde fuhr ein leichtes Wägelchen vor, der Postillon blies ein frohes, schmetterndes Signal, daß die verkümmerten Bäume des Gartens leise erzitterten, wie im Traum; in die harte, abgemagerte Hand des Kofferträgers glitt ein gutes Trinkgeld, das einen plötzlichen Freudenschimmer über die trübsinnigen Züge verbreitete, und einen Moment darauf rollten wir lustig auf der weißlichen Chaussee dahin, wie ein irdischer Komet, einen langen Schweif von Staub hinter uns herziehend.

Bereits nach einer halben Stunde gewahrte ich vor mir die langsame Personenpost, die schwerfällig von einer Seite auf die andere wackelte, und als ich bald darauf an ihr vorüberfuhr, glaubte ich in ihrem dunklen Schooße einen blanken Cylinder und einen grünen Schleier zu erblicken.

Im nächsten Augenblick dachte ich aber nicht mehr daran, sondern erquickte mich an meiner duftigen Cigarre und dem Anschauen der Natur, die auf einer weiten Ebene

in harmonischem Wechsel bald ein Stoppelfeld zeigte, das aussah wie die schlechtrasirte Wange eines alten Mannes, bald unübersehbare Kartoffelflächen, deren verborgene Knollen faul gen Himmel stanken, wie die schnöde That des Dänenkönigs Claudius in Shakspeare's Hamlet.

Eine halbe Stunde von Polkwitz wird die Gegend hügeliger und buschiger, und bald erblickt man die rothen Dächer in ihrer Enveloppe gelbgrauer Scheunen und Hütten.

Schlesien ist das Land der kleinen Städte, deren Namen aber gewöhnlich nur der erfährt, welcher mit großer Aufmerksamkeit den alten Kannabich oder eine neuere Spezialgeographie studirt. Die meisten dieser Orte, deren Einwohnerzahl gewöhnlich zwischen siebenhundert und fünfzehnhundert schwankt, sehen aus, als wenn sie gleich nach ihrer Geburt plötzlich in ihrem Wachsthum stehen geblieben wären, und gleichen den Zwergen, die in der Regel einen gewaltig großen Kopf und ängstlich kleine Gliedmaßen haben.

Zu dieser Klasse schlesischer Städte gehört auch Polkwitz, das eine ähnliche Berühmtheit erlangt hat, wie Buxtehude, Möllen und das braunschweigische Schöppenstedt.

Der Marktplatz oder Ring, wie es in Schlesien heißt, obgleich er hier wie überall gewöhulich viereckig ist, macht sich ganz stattlich. In der Mitte steht die Kirche mit einem sehr hohen Thurm, an der einen Ecke der einstöckige Gasthof „Zu den drei Mohren" und demselben schrägüber, aber durch die Kirche theilweis verdeckt, die zweistöckige Post.

Damit hat aber die Herrlichkeit so ziemlich ein Ende. An den vier Ecken des Marktes hat man den Versuch gemacht, vier Straßen anzubauen; aber es ist leider auch beim Versuch geblieben. An einige wenige zweistöckige Häuser reihen sich bald die baufälligen Scheunen der Ackerbürger und die elenden Hütten der niederen Bevölkerung, so daß die Stadt aus der Vogelperspektive aussehen muß, wie eine dickleibige Spinne mit vier langen, krummen Beinen.

Das ist Polkwitz, über dessen schlechtes Straßenpflaster jetzt mein Wagen rumpelte, dann um die eine der vier Ecken bog und unter lautem Blasen des Postillons vor das gastliche Thor der „Drei Mohren“ fuhr.

Eine Extrapost gehört in Polkwitz zu den großen Seltenheiten, deßhalb kamen auch der Hausknecht und der weibliche Kellner, die mir bereits bekannte Gustel, gleichzeitig und in nicht unbedeutender Aufregung vor die Thür gerannt, um nachzusehen, was es gebe. Nachdem mir der Hausknecht den Wagenschlag geöffnet und die Gustel mir ihren allerschönsten guten Tag gewünscht, begab ich mich in die Gaststube, um mich erst ein wenig auszuruhen und zu erfrischen, denn die Post ging erst am Abend weiter nach Liegnitz und ich hatte daher die vollständigste Zeit, meine wenigen Geschäfte in der Stadt abzumachen.

Wie bereits gesagt, der Gasthof „Zu den drei Mohren“ ist einstöckig, weßhalb man immer durch das gemeinschaftliche

Gastzimmer gehen muß, um in die daranstoßenden Logirgemächer zu gelangen.

Diese Einrichtung würde in größeren Hotels gewiß viel Störendes und Unbequemes haben, in den „Drei Mohren“ zu Polkwitz aber wurde sie weniger unangenehm, weil die Gaststube nur selten benutzt wurde und die Logirzimmer noch seltener.

Als ich in das bekannte, ziemlich große, niedrige und verräucherte Gemach trat, war es wie gewöhnlich leer, nur auf einem Stuhl bemerkte ich einen Hut, eine Weste und einen Regenschirm, welche Gegenstände auf die Nähe menschlicher Wesen hindeuteten.

Ich hatte mich in meiner Schlußfolge auch nicht getäuscht; denn kaum hatte ich Reisemütze und Mantel abgelegt, als die Thür eines der Logirzimmer heftig aufgerissen wurde und ein kleiner, nicht mehr ganz schlanker und auch nicht mehr ganz junger Herr wie eine Bombe in die Gaststube stürmte. Er schien eben aus dem Bett zu kommen, denn seine Haare standen ihm in verschiedenen Richtungen zu Berge und sein etwas indezentes Kostüm bestand nur in einem langen Schlafrock, den er in der Eile über Unterbeinkleider und Pantoffeln geworfen hatte.

Der Kleine stürzte, ohne mich eines Blickes zu würdigen, direkt auf das Mädchen zu, faßte sie am Arm und rief mit ungeduldig aufgeregter Stimme: „Ist kein Brief für mich angekommen, Gustel?“

Das Mädchen machte sich mit unwilligen Geberden von ihm los. „Ach, lassen Sie mich," sagte sie, sich den gedrückten Arm reibend. „Die Post ist ja noch gar nicht hier. Es war bloß eine Extrapost, die vorfuhr."

An dem kleinen Mann schien die Energie, mit der er herein gestürmt war, plötzlich zu verwelken. „Dann will ich nur wieder zu Bett gehen," hauchte er mit einem tiefen Seufzer. „In diesem langweiligen Gasthof kann man ja absolut nichts Anderes thun, wie schlafen."

„Thun Sie das," antwortete Gustel; „nehmen Sie aber Ihre Sachen da vom Stuhl weg und kommen Sie nicht mehr im Schlafrock in die Gaststube; das paßt sich nicht!"

Mit diesen Worten wollte das Mädchen das Zimmer verlassen, als ihr der Kleine noch einmal nachlief und sie wiederum am Arm packte. „Wenn ein Brief ankommt, weckst Du mich aber!" rief er. „Ein rekommandirter Brief aus Berlin für Auguste Straube... wirst Du es auch nicht vergessen?"

„Mein Gott, über den Herrn!" rief das Mädchen, sich gewaltsam von ihm losreißend. Das haben Sie mir seit vorgestern mindestens schon hundertmal gesagt. — Wie werde ich denn das vergessen!?" Und damit ging sie, sich den dicken Arm reibend, hinaus.

Der kleine Dicke wollte ebenfalls in sein Zimmer zurückkehren, als er auf dem Wege meiner ansichtig wurde.

Ein plötzlicher Freudenstrahl flog über sein fleischiges, kummervolles Antlitz; mit einer graziösen Bewegung zog er sich seinen langen Schlafrock vorne dichter zusammen, kam mit zierlichen Schritten auf mich zu und redete mich ebenso zierlich an. „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstelle," sagte er, „mein Name ist Straube... aus Berlin. — Sie glauben gar nicht, wie es mich freut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. — Ich befinde mich nämlich bereits seit vorgestern in diesem ausgestorbenen Gasthofe, ohne eine menschliche Seele, der ich mich mittheilen könnte, ohne..."

Hier unterbrach sich der kleine Dicke, deutete graziös auf das alte, fettige Sopha, das an der einen Wand träumte, und fuhr dann mit verdoppelter Freundlichkeit fort: „Setzen wir uns, verehrter Herr; es ist nämlich eine zu unangenehme Geschichte, die mir passirt ist. Sie werden erlauben, daß ich sie Ihnen in hinreichender Ausführlichkeit erzähle."

Mir lief es eiskalt über den Rücken. Ich bin durchaus kein Freund von jenem zufälligen Geplauder, das man mit dem ersten besten Unbekannten anknüpft, und wenn ich auf der Eisenbahn oder auf der Post die Bemerkung mache, daß Dieser oder Jener die Absicht in seiner Seele nährt, ein Gespräch mit mir zu beginnen, so mache ich in der Regel die Augen zu und thue, als ob ich schliefe.

Das mag ganz falsch und unrecht sein, denn man

kann von jedem Menschen etwas lernen, namentlich auf Reisen; aber ich bin doch nun einmal so, und Naturanlagen sind schwer abzustreifen, fast schwerer als die Haut, die unser sterbliches Theil umspannt.

Als der kleine Dicke daher eine einladende Bewegung nach dem Sopha machte, sah ich mich nach meiner Mütze um, weil ich ein abgesagter Feind aller unangenehmen Geschichten bin, die mich nervös machen. „Entschuldigen Sie," sagte ich; „nothwendige Geschäfte in der Stadt..."

Aber der Kleine ließ nicht mit sich reden, und mir fehlte wieder die nöthige Energie eines totalen Widerstandes, so daß ich mich nur leise zurückdrängend nach dem fettigen Sopha führen ließ, auf dem wir Beide dann nebeneinander der Platz nahmen.

Meine Gesellschaft schien dem Kleinen ein außerordentliches Vergnügen zu bereiten, denn sein fleischiges Gesicht strahlte förmlich vor Aufregung und dem Drange, sich endlich mittheilen zu können und, nachdem er sich wiederum den langen Schlafrock über den Beinen zusammengezogen hatte, rückte er ganz dicht an meine Seite, was mir stets sehr unangenehm gewesen ist, beugte sich so weit zu mir herüber, daß ich seinen heißen Athem fühlte, was mir auf die Dauer das Gefühl einer nahenden Ohnmacht giebt, und begann dann mit einer Leidenschaft, die sich im Verlauf der Erzählung immer mehr steigerte: „Es ist mir also eine wirklich zu unangenehme Geschichte passirt."

Ich bekam eine ziemlich pronouzirte Gänsehaut, drückte mich so tief wie möglich in die Sophaecke und schloß die Augen, um wenigstens die leidenschaftliche Mimik meines Quälgeistes nicht zu sehen.

Der kleine Dicke rückte mir sofort nach, so daß der eben entstandene freie Raum zwischen uns wieder verschwand, und fuhr dann fort, mir seine Geschichte förmlich auf den Leib zu erzählen. „Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen mitzutheilen, heiße ich Straube und bin Kaufmann in Berlin," begann er von Neuem. „Nun, sehen Sie, wenn man kein recht ausreichendes Vermögen besitzt, ist es etwas schwer, das Geschäft in Schwung zu bringen, und deßhalb schlug mir mein Onkel, der ebenfalls Straube heißt und ebenfalls Kaufmann ist, vor, eine reiche Heirath zu machen. Er nannte mir auch gleich die Tochter eines seiner Geschäftsfreunde, eines Kaufmanns in Parchau, zwei Meilen von hier, die allerdings schon einmal verheirathet gewesen ist, aber sehr hübsch sein soll und, was die Hauptsache ist, Geld hat. Nun, wissen Sie, bei einer solchen Offerte besinnt man sich nicht lange; deßhalb nahm ich den Vorschlag meines Onkels auch gleich mit Feuer und Flamme an und beschleunigte die Angelegenheit dermaßen, daß mein Onkel sofort an seinen Geschäftsfreund schreiben und ihm die Sache vorstellen mußte. Die Antwort lautete nicht ungünstig, aber, obgleich er das Projekt eben so kaufmännisch auffaßte, wie es mein Onkel that, so ver-

langte er doch, daß ich zu ihm nach Parchau kommen und mich um die Gunst seiner Tochter bewerben sollte. Dieselbe sei zwar bereits seit mehreren Monaten in Berlin bei einer Verwandten und es wäre demnach weit bequemer und billiger, ihr dort den Hof zu machen, aber da er mich ebenfalls kennen lernen wolle, und ihm die Reise zu theuer und zu beschwerlich sei, so habe er seine Tochter gleichzeitig mit seinem Schreiben an den Onkel gebeten, zu ihm nach Parchau zu kommen, wo er mich bald zu sehen hoffe, damit das Geschäft abgeschlossen werden könnte."

Hier hielt der Kleine inne, um Athem zu schöpfen, und ich hielt die Geschichte für beendet und wollte mich erheben. — Aber vergebene Hoffnung. — Indem er sich mit der Linken den Schlafrock über den Beinen zusammenzog, drückte er mich mit der Rechten in meine Ecke zurück und bohrte weiter in mich hinein. „Von Liebe und Leidenschaft berauscht," fuhr er fort, „nehme ich also von meinem Onkel Abschied, der mir noch einen lebendigen Hummer für seinen Geschäftsfreund mitgibt, weil das sein Leibgericht ist. Ich eile auf den Frankfurter Bahnhof, komme mit meinem Koffer, meinem Regenschirm und dem Hummer glücklich in Klopschen an, fahre mit der Post hierher weiter, bestelle mir einen Wagen nach Parchau, weil dorthin keine Postverbindung existirt, steige ein und greife in die Tasche, um dem Mädchen, das Sie vorhin bemerkt haben werden, ein Trinkgeld zu geben, als ich zu

meinem nicht zu beschreibenden Schrecken die Entdeckung mache, daß ich meine Börse verloren habe. — Entsetzlich! Ich suche mit verzweifelter Hast überall herum; das dicke Mädchen, das Sie, wie gesagt, bemerkt haben werden, durchstöbert alle Winkel der Gaststube, Alles vergebens. Ich konnte doch nicht ohne Geld nach Parchau fahren, konnte doch nicht bei der ersten Bekanntschaft meinen künftigen Schwiegervater anpumpen... namentlich auf einen eingefleischten Kaufmann macht so etwas einen sehr schlechten Eindruck... die ganze Heirath konnte dadurch auf's Spiel gestellt werden. — Mit vieler Mühe gelang es mir, mit dem Kutscher das Geschäft rückgängig zu machen; denn wo nichts ist, da hat am Ende auch der Kaiser sein Recht verloren. Dann setzte ich mich hin nnd schrieb an meinen Onkel einen glühenden Brief, indem ich ihm die ganze Geschichte mittheilte, daß ich mein eignes Ich hier in den „drei Mohren“ verpfändet habe, und daß er mir umgehend Geld schicken solle, weil ich sonst leicht ein Nervenfieber vor Aufregung bekommen könnte. — Gut, denke ich, nachdem der Brief fort ist, morgen werde ich bestimmt Antwort haben; aber, gesegnete Mahlzeit, nun lebe ich hier schon volle dreiundsechzig Stunden auf Pump, in diesem langweiligsten aller Gasthöfe, und immer noch keinen Brief vom Onkel. — Und nicht einmal etwas zu verkaufen oder zu verpfänden; denn mein Koffer ist mir unentbehrlich, ohne Uhr kann ich nicht ankommen, da

bleibt mir also nur noch mein Regenschirm. — Was sagen Sie zu solcher Lage? In einer ganz unbekannten Stadt, mit einem lebendigen Hummer in Kohlblätter eingepackt und ohne einen Pfennig in der Tasche!“

Hier hielt der kleine Dicke wiederum inne, wie wenn ihm plötzlich eine Idee gekommen wäre, stand auf, trat an's Fenster und schaute nach dem Himmel empor. Dann wandte er sich zu mir und fragte mit seinem unausstehlich graziösen Lächeln: „Wollen Sie mir meinen Regenschirm abkaufen, lieber Herr? — Neu hat er zwei Thaler gekostet, ich will ihn Ihnen aber für einen lassen.“

„Nein!“ sagte ich, mich aus meiner Ecke erhebend, „ich bin Ihnen sehr verbunden, ich besitze schon einen Regenschirm.“

Der Kleine machte ein unendlich wehmüthiges Gesicht.

„Das thut mir außerordentlich leid,“ hauchte er. „Dann will ich mich nur wieder zu Bett legen und versuchen, ob ich schlafen kann.“

Er hatte eben eine fast tragische Wendung gemacht, um seinen Entschluß auszuführen, als die Gustel wie ein Windstoß in's Zimmer geflogen kam.

„Mein Gott, sind Sie denn schon wieder hier in Ihrem abscheulichen Kostüm?“ fuhr sie den Kleinen an. „Nehmen Sie schnell Ihre Sachen und gehen Sie in Ihr Zimmer; es ist eben eine Dame angekommen!“

Mit diesen Worten ergriff sie die Kleidungsstücke und den Schirm des Herrn Straube, legte ihm Alles

auf die Arme, die er ihr gehorsam entgegenstreckte, vergaß jedoch den Hut, der auf die Erde gefallen war.

Der kleine Dicke machte einige eilige Schritte, um sich zu entfernen, dann stand er noch einen Augenblick still und schien zu überlegen, ob er mir seinen Regenschirm etwas billiger anbieten sollte.

„Aber so gehen Sie doch!“ rief die Gustel, ganz roth werdend vor Ungeduld; „die Dame kann ja jeden Augenblick eintreten.“

Herr Straube zuckte zusammen, schärfte dem Mädchen noch einmal ein, daß sie ja nicht vergessen sollte, ihn zu wecken, wenn ein Brief für ihn ankäme, und verließ dann mit einigen langen Schritten die Gaststube.

„Was ist denn das für eine Dame, die angekommen ist?“ fragte ich die Gustel.

„O sie sieht sehr nobel aus,“ antwortete das Mädchen, „aber sie scheint sehr aufgeregt zu sein. — Nun will ich sie aber hereinrufen... ich wollte nur erst sehen, ob der abscheuliche Herr mit seinem Schlafrock noch hier wäre.“

Ich habe vor aufgeregten Damen stets eine Aversion empfunden, namentlich auf Reisen, wo man, ehe man es sich versieht, zu einem dienstbaren Geist umgewandelt wird, und da meine Nerven ohnehin von der unangenehmen Geschichte des Herrn Straube noch stark angegriffen waren, so ergriff ich schnell meine Mütze und bat

die Gustel, mich wenigstens erst hinauszulassen, ehe sie die Dame hereinriefe.

Aber ich hatte heute einmal kein Glück; denn das Mädchen war mit solcher Energie nach der Thüre gelaufen, daß sie meine Bitte überhört oder doch zu spät gehört hatte, und die Dame trat in das Zimmer, ehe ich Zeit gewann, dasselbe zu verlassen.

In Augenblicken der Gefahr jagen Einem gewöhnlich sofort eine Menge von Rettungsgedanken durch den Kopf, von denen man in der Regel nicht den besten und praktischsten wählt.

Zuerst dachte ich daran, mich zu meinem Freund Straube zu flüchten; denn ich wollte lieber seine Geschichte noch einmal hören, als mich den Gefahren preisgeben, die vielleicht bei der aufgeregten Dame meiner warteten. Ich ließ mich hier von Hamlet'scher Philosophie leiten und wollte die Uebel, die ich hatte, lieber ertragen, als zu unbekannten fliehen. — Aber der Weg zu Straube's Thür führte dicht an der aufgeregten Dame vorüber, und wie leicht konnte sie mich da auffangen und mir ihre Ketten anlegen! — Mein zweiter Gedanke war der, mich aus dem Fenster auf die Straße zu stürzen; aber die Maueröffnung, die mich retten konnte, war, wie fast alle Parterrefenster schlesischer Gasthöfe, mit starken Eisenstäben vergittert, an denen sich mein kühner Entschluß unbedingt gebrochen haben würde, und so folgte

ich denn meiner dritten Eingebung und verschwand mit einem langen, geräuschlosen Schritt hinter den gewaltigen, schwarzen Ofen, der mir hinlängliche Deckung und genügenden Raum gewährte.

Jetzt erst hatte ich Muße, die aufgeregte Dame, die mich augenscheinlich noch nicht bemerkt, näher und genauer zu betrachten.

Es war eine Figur mit schlanken, schwärmerischen Gliedern, die sich durch den leichten, herbstlichen Umhang nicht verdecken und bemänteln ließen. Die zarten Wangen erschienen sanft geröthet vor innerer Aufregung; unter dem leichten, herbstlichen Umhang machte sich ein stürmisches Wogen bemerkbar, und die unsicheren Blicke der dunklen Augen schienen ängstlich etwas zu suchen oder vielleicht etwas vermeiden zu wollen.

Da ich sicher hinter meinen Ofen stand, begann mich die Sache zu interessiren, und ich beobachtete die Fremde mit immer größerer Aufmerksamkeit.

Ihrer Kleidung nach gehörte sie zweifelsohne den besseren Ständen an, obgleich das oft täuscht; aber die Art und Weise, wie sie ihren Seidenstoff trug, bestimmte mich in der Festhaltung meiner Ansicht.

Das schwarze Mäntelchen schmiegte sich so graziös an das schlanke Kleid, das unter demselben hervorkokettirte, und der grüne Schleier auf ihrem Hut fiel so malerisch auf ihre Schultern herab, daß es mir ganz unmöglich

wurde, die Blicke von ihr abzuwenden. — Meine Aversion vor aufgeregten Frauen war gewiß eine ganz motivirte; denn wenn ich jetzt nicht so sicher hinter meinen Ofen gestanden hätte, würde ich wahrscheinlich schon mit ihren Ketten belastet gewesen sein.

Die ganze Gestalt hatte etwas Sympathisches für mich, und namentlich wenn ich den grünen Schleier ansah, kam es mir vor, als wenn er mir schon einmal begegnet wäre; aber wo denn nur — ja, wo?

„Kann man hier wohl ein Privatfuhrwerk bekommen?“ fragte die Dame mit leiser, aber vor Aufregung zitternder, Stimme.

„O ja, Madame,“ antwortete die Gustel, „wohin denn?“

„Nach Parchau,“ sagte die Fremde mit noch gedämpfterer Stimme, als fürchtete sie gehört zu werden.

Ueber Gustels Gesicht flog eine leichte Verwunderung; dann aber fragte sie die Dame, ob sie so lange hier in der Gaststube warten, oder in ein Logirzimmer treten wolle, bis der Wagen vorgefahren sei.

„Ach nein, geben Sie mir lieber ein eigenes Zimmer,“ entgegnete die Fremde mit schnellem Entschluß.

Das Mädchen öffnete eine der Thüren, die aus der Gaststube hinausführten, und forderte dadurch die Dame auf, einzutreten. Diese ging auch sogleich mit schnellen Schritten auf das betreffende Gemach zu; auf der Schwelle angelangt, blieb sie jedoch noch einmal stehen, kramte in

der Tasche ihres seidenen Kleides herum und drückte dann dem Mädchen ein Geldstück in die Hand.

„Ich bin zwar in dieser Stadt ganz unbekannt," sagte sie mit leiser, zögernder Stimme; „aber wenn dennoch... Jemand nach mir fragen sollte, so sagen Sie, daß Sie mich nicht gesehen hätten."

Die Gustel nickte mit verwundertem Gesicht, und die Fremde trat mit schnellen Schritten in das Zimmer, dessen Thür sie hinter sich schloß.

Das Hausmädchen besah sich das Geldstück in ihrer Hand, schüttelte dann mit dem Kopfe und machte eine ganz bedenkliche Miene.

„Was hat sie Dir denn gegeben?" fragte ich, behutsam hinter meinem schützenden Ofen hervortretend.

Die Gustel schrak heftig zusammen.

„Ach, mein Gott, da sind Sie ja auch noch," sagte sie dann; „das hatte ich ja schon ganz vergessen. — Einen harten Thaler hat sie mir gegeben."

Ich war eben im Begriff, noch eine andere Frage zu thun, als draußen auf dem Flur die Hausthür zugeworfen wurde, daß das ganze alte Gebäude zitterte. Gleich darauf hallten eilige Schritte auf dem steinernen Fußboden.

„Mein Gott, wer kommt denn da schon wieder?" fragte die Gustel, indem sie Miene machte, nach der Thür zu gehen.

Ich hatte eben eine Wendung ausgeführt, um mich wieder hinter meinen Ofen zu dirigiren, als in demselben Moment die Flurthür heftig aufgerissen wurde und ein eleganter Herr mit einem sehr blanken Cylinder in's Zimmer gestürzt kam, der sofort Gustel's linken und meinen rechten Arm packte.

„Wo ist sie?“ rief er zu gleicher Zeit, indem er abwechselnd die Gustel und mich mit seinen feurigen Blicken durchbohrte.

Das Mädchen war so erschrocken, daß sie kein Wort herauszubringen vermochte, während ich meinen Arm aus seiner Faust losmachte und ihn bat, mich ungeschoren zu lassen.

Die Gustel, der es unterdeß ebenfalls gelungen war, sich zu befreien, lief zur Thüre hinaus, als wenn ihr der Kopf brannte, und ich machte meinerseits eine kühne Schwenkung, um zu meiner Mütze zu gelangen, als mich der Herr mit dem blanken Cylinder wiederum packte.

„Wo ist sie?“ repetirte er. „Ich lasse nicht eher von Ihnen ab, bis Sie es mir gesagt haben! — Leugnen Sie nicht! — Wenn ich auch Ihre Diskretion als Wirth achte, so werden Sie dennoch der Gewalt nachgeben müssen!“

„Herr, lassen Sie mich zufrieden!“ rief ich, mich noch einmal von ihm losmachend, „ich bin nicht der Wirth, sondern ein Reisender, der hier Geschäfte und deßhalb keine Zeit hat!“

„Das ist mir um so lieber!“ schrie der blanke Cylinder. „Wenn Sie nicht der Wirth sind, brauchen Sie auch nicht verschwiegen zu sein. Sagen Sie mir sofort, wo sie ist. Ich habe sie hier hineingehen sehen. — Ich lasse nicht eher von Ihnen ab, bis Sie mich vollständig zufriedengestellt haben!“

Da war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Erst in Klopschen die Post versäumt, dann einem unausstehlichen Kerl in die Hände gefallen, der mir seine Leidensgeschichte oktroiyirt hatte, darauf mit genauer Noth einer aufgeregten Dame entgangen, aber nur um einen unausstehlicheren Menschen in die Arme zu laufen, als der Erste es gewesen war. — Es war heute ein entschiedener Unglückstag für mich, weßhalb ich meine Energie auch bedeutend erlahmen fühlte. Ich bin in solchen Sachen Fatalist; wenn ich sehe, daß etwas unabänderlich über mich verhängt ist, dann füge ich mich ohne Murren in die Beschlüsse des Fatums und warte ruhig ab, bis das Ungewitter sich wieder verzieht. Je ruhiger man wartet, je weniger Opposition man entgegensetzt, desto schneller geht es auch gewöhnlich vorüber; die Kraft erlahmt aus Mangel an Gegenkraft. Die Gustel hatte ihren Thaler bekommen, und ich mußte ihre Verpflichtungen übernehmen. Das war eine entschiedene Malice des Schicksals; aber, wie gesagt, dagegen läßt sich nichts machen; also soviel ruhig Blut, wie es unter den gegebenen Umständen möglich ist.

„Wen suchen Sie eigentlich?“ fragte ich daher mit großer Harmlosigkeit den blanken Cylinder, der mir übrigens nicht minder bekannt vorkam, als der grüne Schleier der aufgeregten Dame.

„Eine Dame!“ antwortete der Herr beinahe ebenso schnell, wie ich gefragt hatte. „Schwarze Mantille, schwarzes Kleid, grüner Schleier!“

„Da haben wir die Geschichte!“ dachte ich mit stillem Grauen. „Die Hand des Verhängnisses lastet heute schwer auf mir. Nun bin ich richtig in Beziehung gebracht zu diesen beiden aufgeregten Menschen; aber nur Ruhe, was man thun kann, um das Unheil von sich abzuwenden, das muß man thun; das Uebrige liegt in dem Willen der Vorsehung.“

„Sie werden sich wohl geirrt haben, mein Herr,“ antwortete ich daher abermals mit großer Harmlosigkeit; „hier ist keine Dame, wenigsten ist mir eine solche nicht zu Gesicht gekommen.“

Der blanke Cylinder sah mich an, als wenn er mir bis auf den Grund der Seele schauen wollte.

„Ich fühle mich eigentlich zu Ihnen hingezogen,“ begann er dann etwas ruhiger; „Sie haben etwas Sympatisches für mich; ich glaube nicht, daß Sie die Absicht hegen, mich zu hintergehen, deßhalb will ich Ihnen mein Geheimniß anvertrauen; kommen Sie!“

Und damit zog er mich wieder zu dem fettigen schwarzen Sopha, drückte mich in dieselbe Ecke, in der ich bereits vorhin gesessen und rückte ebenso nahe zu mir heran, wie es mein Freund Straube dereinst gethan.

„Gott erbarme sich meiner!“ seufzte ich tief in meinem Innern. „Nun erzählt mir der auch noch eine Geschichte. Aber nur immer ruhig, dann geht der Sturm desto eher vorüber.“

Und dann schloß ich die Augen und wartete wie ein geduldiges Opferlamm der Dinge die da kommen würden.

„Erlauben Sie vor allen Dingen, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ begann der blanke Cylinder, indem er mir so nahe rückte, daß er mich beinahe quetschte. „Mein Name ist Briese und ich bin Landschaftsmaler aus Berlin.“

Ich wollte aus Höflichkeit eine Verbeugung gegen ihn machen, unterließ es aber, weil ich mir sonst meinen Kopf an dem Seinen gestoßen haben würde.

„Ich wollte, theils zur Erholung, theils zum Studium landschaftlicher Schönheiten, einen kleinen Ausflug in's Riesengebirge machen,“ fuhr mein zweiter Quälgeist fort, „und war mit der Eisenbahn bis Klopschen gefahren.“

„Also mit mir zusammen,“ stöhnte meine geängstigte Seele.

„Als ich in Klopschen in's Wartezimmer trat,“ erzählte der Maler weiter, „bemerkte ich zu meiner großen

Freude, daß gleichzeitig mit mir eine reizende junge Dame den Zug verlassen hatte."

„Mein Himmel, in welcher Gesellschaft habe ich mich befunden, ohne es zu ahnen!" seufzte ich in meinem Innern.

„Ich fühlte mich sofort wunderbar zu ihr hingezogen," sprach der Maler weiter, „und beobachtete sie in stummer Bewunderung von Weitem; doch wie loderte meine Freude zur hellen Begeisterung empor, als ich nach einer kleinen Weile die Endeckung machte, daß die bezaubernde Frauengestalt mit der Post nach Polkwitz führe, mit mir in einem Wagen, und zwar ganz allein in einem Wagen, auf einer Sitzbank. — Kennen sie eine solche Seligkeit verstehen und mitempfinden, mein Herr?"

Die letzte Frage schrie er mir mit solchem Ungestüm in's blasse Antlitz und schüttelte mich dabei so heftig an beiden Schultern, daß ich mit einem Ruck aus meinem apathischen Traum erwachte.

„Ja wohl!" rief ich unwillkürlich; „ich kann sehr wohl eine solche Seligkeit verstehen und mitempfinden."

In demselben Augenblick fühlte ich mich von seinen Armen umschlungen und ein heißer Kuß brannte auf meinen kalten Lippen.

„Aber nur Ruhe," sprach sogleich die Stimme meiner Prinzipien in meinem Innern; „je geduldiger man sich verhält, desto eher geht der Sturm vorüber. — Also das

war der grüne Schleier und der blanke Cylinder, die ich im schnellen Vorbeifahren in der schweren, gelben Postkutsche bemerkt hatte. — Wenn ich die Post nicht versäumt hätte und mit ihnen zusammen gefahren wäre, würde ein großer Theil all' des Unheils vielleicht vermieden worden sein; aber das Schicksal hat es so gewollt, und in den Willen des Schicksals muß der Mensch sich fügen ohne Murren.

„Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme," fuhr der Maler fort, indem er die erstickende Umarmung glücklicherweise aufhören ließ, und dann schilderte er mir mit immer wachsender Verzückung seine Liebe und Anbetung für das holde Wesen, das mit ihm auf derselben Bank gesessen, er erzählte, wie er sie mit Aufmerksamkeiten überhäuft, wie er ihr fortwährend kleine Dienste angeboten habe, aber stets auf dieselbe abweisende Kälte und Gleichgültigkeit gestoßen sei. Auf diese Weise hätten sie den leider zu kurzen Weg von Klopschen nach Polkwitz zurückgelegt, wo die Dame schnell den Postwagen verlassen habe und seinen Augen entschwunden sei. Obgleich nur seine Karte bis Liegnitz gelautet, so habe er doch schnell den Entschluß gefaßt, das holde Abenteuer weiter zu verfolgen und seine Reise hier auf unbebestimmte Zeit zu unterbrechen. Nachdem er nun im Postbureau diesen seinen Willen kundgegeben und seinen Koffer zurückerlangt habe, sei er vor die Thür getreten und habe in demselben Moment gesehen,

wie ein schwarzes Kleid und ein grüner Schleier schnell in den Gasthof zu den „drei Mohren“ verschwunden seien.

„Da Sie mir nun die Versicherung geben, daß Sie nichts von jener Dame wissen,“ schloß der verliebte Maler seine lange Leidensgeschichte, „und da ich Ihnen unwillkührlich mein volles Vertrauen schenken muß, so erlauben Sie mir, daß ich jetzt meinen ganzen Scharfsinn aufbiete, um den theuren Gegenstand, von dessen Besitz das Glück meines Lebens abhängt, hier ausfindig zu machen.“

Mit diesen Worten sprang er wie eine Feder von meiner Seite empor, daß es mir ordentlich ein Bischen leicht um's Herz wurde und schien mit seinen brennenden Blicken das Zimmer mit allen Einzelnheiten photographiren zu wollen.

„Aha!“ murmelte er halblaut vor sich hin, während ich wieder die Augen öffnete, „mehrere Thüren, die ohne allen Zweifel in mehrere Zimmer führen.“

Dann horchte er, als wenn es gälte, das leise Summen einer Fliege zu erspähen. Plötzlich aber zuckte seine Gestalt zusammen, die dunklen Augen begannen förmlich zu funkeln und der rechte Arm streckte sich nach der Thür aus, in welcher vorhin mein Freund Straube verschwunden war.

„In jenem Zimmer dort regt sich etwas,“ sagte der Maler mit leiser aber vor Aufregung zischender, Stimme; „ich höre ganz deutlich leichte, feenhafte

Tritte ... da ist sie ... das sind ihre kleinen, beinahe unsichtba.en Füße. — O, welches Glück; ich will an ihrer Thüre flehen."

„Mein Himmel," dachte ich, „wenn die beiden verrückten Kerle zusammenkommen und ich dazwischen gerathe, dann sind die Folgen unberechenbar."

Und mit einem schrecklichen Satz sprang ich auf, um den Maler von seinem furchtbaren Vorhaben zurückzuhalten, als derselbe bereits mit einem noch schnelleren Satz an die betreffende Thür geeilt war und mit leisem, schüchternen Finger an dieselbe zu klopfen begann, indem er mit zärtlicher Stimme unverständliche Worte dazu flehte.

Er hatte jedoch noch gar nicht lange geklopft, als die betreffende Thür von innen heftig aufgerissen wurde und mein Freund Straube eben im Begriff war, herauszustürzen, als er noch zur rechten Zeit den Landschaftsmaler bemerkte und ganz dicht vor demselben parirte.

So standen sie eine Weile, fast Nase an Nase, und starrten einander verwundert an.

Mein Freund Straube gewann seine Fassung zuerst wieder und bot dem Landschaftsmaler einen äußerst freundlichen „guten Morgen."

Dieser trat einen Schritt zurück und schien sich von seinem Erstaunen und seiner jähen Enttäuschung noch immer nicht erholen zu können, denn er erwiderte keine Sylbe und starrte sein seltsames vis-à-vis sprachlos an.

„Entschuldigen Sie... ich dachte, Sie wären der Briefträger!“ sagte mein Freund Straube verbindlich.

Der Landschaftsmaler sah ihn verwundert an und drehte ihm dann den Rücken. Der Andere ließ sich aber durch diese Unfreundlichkeit durchaus nicht stören, sondern wurde nur um so freundlicher und liebenswürdiger.

„Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte er mit lieblichem Ton weiter.

„Nein!“ antwortete der Maler barsch.

„Kommen Sie vielleicht aus Berlin?“

„Ja!“

„Als Abgesandter von meinem Onkel Straube?“

„Nein!“

Der kleine Dicke machte wieder ein Gesicht, als wenn ihn der Menschheit ganzer Jammer erfaßte.

„Noch eine Enttäuschung,“ sagte er mit einem so recht kläglichen Seufzer vor sich hin; „dann will ich mich nur wieder zu Bett legen.“

„Schlafen Sie wohl!“ rief der Landschaftsmaler barsch.

Und im nächsten Moment war Freund Straube in seinem Zimmer verschwunden, dessen Thür er ziemlich unwillig hinter sich zuschlug.

„Sehen Sie wohl,“ sagte ich in etwas beleidigtem Ton zu dem Landschaftsmaler, „das haben Sie von Ihrem Mißtrauen.“

Der junge Mann schien den Vorwurf tiefer zu empfinden, als derselbe es werth war und reichte mir als Entschuldigung freundlich die Hand.

„Nehmen Sie es nicht übel," sagte er; „aber wenn man sich durch die Liebe in so aufgeregter Stimmung befindet, hat man Ansprüche auf die Nachsicht seiner Mitmenschen. Hier in dieser Gaststube werden meine Nachforschungen überhaupt wohl ziemlich fruchtlos sein," fuhr er dann fort; „denn wenn sich die Dame in einem der anstoßenden Gemächer befände, müßte sie von Ihnen doch bemerkt worden sein. Ich will das Mädchen hereinrufen und ihr einen Thaler versprechen, wenn sie mir sagt, wo sich mein unbekannter Engel verborgen hält."

Und damit dirigirte er sich nach der Klingelschnur, die träge und leidenschaftslos an der Wand herabhing und deren Farbe man gar nicht mehr erkennen konnte, als man es bereits von selber klingeln hörte, ehe er noch die Hand an die Schnur gelegt hatte.

Der Maler blieb stehen und machte ein verwundertes Gesicht, während mir ein leichter Angstschweiß vor die Stirn zu treten begann.

Da klingelte es zum zweiten Mal von unsichtbarer Hand.

Der Maler machte ein Gesicht wie ein Hühnerhund, wenn er einen Hasen wittert.

Und es klingelte zum dritten Mal, aber noch lauter und ungeduldiger als vorhin; dann entstand eine kleine

Pause und als auch der dritte Ruf ohne Resultat blieb, öffnete sich eine der Thüren und die aufgeregte Dame trat mit schnellen Schritten und ungeduldigem Wesen in die Gaststube.

Gleich darauf sah ich den Landschaftsmaler zusammenzucken und die junge Dame zu einer farbigen Salzsäule erstarren.

Den günstigen Moment, wo Beider Blicke starr aufeinander gerichtet waren, glaubte ich nicht besser benutzen zu können, als wenn ich mich mit einigen langen und geräuschlosen Schritten wieder hinter meinen dritten Freund, den schwarzen Ofen, dirigirte.

Es begann sich ein förmlicher kleiner Roman zu entwickeln, der mein Intresse anregte, und wenn ich nicht in den dramatischen Konflikt mit hineingezogen wurde, dann mochte die Komödie immer noch ein Stündchen fortspielen; denn Zeit zur Besorgung meiner Geschäfte blieb mir noch mehr als hinreichend und so wurden mir wenigstens die langweiligen Stunden in Polkwitz etwas abgekürzt.

Ich freute mich eigentlich darauf, daß nun auch mein Freund Straube noch hinzukommen und mit dem verliebten Landschaftsmaler in Streit gerathen könnte. Ja, ja, der Mensch kann gar leicht zum grausamen wilden Thier werden, wenn es gilt, seine Neugier oder seine Vergnügungssucht zu befriedigen. Da saß ich nun still und sicher hinter meinem schützenden Ofen und erwartete

mit einer Art bestialischer Schadenfreude, wie sich die verschiedenen bösen Leidenschaften entzünden und dann verderblich gegen die Brust des Nächsten kehren würden. Ich hatte schon etwas von der Natur des scheußlichen Jago in mir:

„... Jetzt, ob er Cassio mordet,
Ob Cassio ihn... ob sie sich Beide morden,
Mir ist das gleich gelegen."

So reflektirte der niederträchtige Fähnrich des edlen Mohren, und so reflektirte ich beinahe auch schon. — Kalisch hat recht, wenn er sagt: „Es hat jeder Mensch eine Stelle, wo er Hausknecht ist."

Der Landschaftsmaler und die aufgeregte Dame standen also einander noch gegenüber; der Erstere war wie vom Blitz getroffen und die Letztere zu einer farbigen Bildsäule erstarrt.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein," begann endlich der blanke Cylinder; „aber ich habe seit einer Viertelstunde eine Ewigkeit gebraucht, um Sie wiederzufinden."

„Mich?„ fragte die Dame mit einer trefflich gespielten Verwunderung.

„Nun natürlich," fuhr der Maler, gleich wieder Feuer fangend, fort. „Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Ich bin ja Ihr Reisegefährte."

Die aufgeregte Dame spielte jetzt wieder vortrefflich das Wiedererkennen, richtete sich dann aber in ihrer

ganzen Würde empor und erklärte dem Maler, daß ihm das durchaus noch keine Berechtigung gäbe, sich an ihre Schritte zu heften und sie bis hierher zu verfolgen.

Anstatt sich durch die etwas kühle Abweisung auch in eine kühlere Temperatur versetzen zu lassen, flammte der Maler im Gegentheil noch mehr auf und überschüttete die Dame mit einer solchen Flut von Schmeicheleien und Liebeserklärungen, daß sie sich derselben durch Unterbrechung des kühnen Sprechers nicht mehr erwehren konnte.

Wenn aber ein Weib gewähren lassen muß, ist es schon halb verloren. Jedes Wort, das der Maler sprach, fiel auf einen überaus fruchtbaren Boden in der Brust der schönen Dame, nämlich auf den Boden der Eitelkeit, auf dem jedes Samenkörnchen schnell zur blühenden und duftenden Pflanze emporsprießt, weil jener schon an und für sich so empfängliche Boden noch überströmt wird mit der heißen Lava der Leidenschaftlichkeit, die jeden jugendlichen Körper durchglüht.

Das Weib ist immer schwach, wenn man seinen wunden Fleck zu berühren versteht und würde, wenn dieß recht nachdrücklich geschehen, unbedingt den Mörder ihres Vaters oder ihres Gatten heirathen. Man denke nur an die große, tiefwahre Scene im ersten Akt Richard III., wo der scheußliche Gloster die Anna freit und gewinnt, deren Vater er ermordet und deren Gatten er bei Tewksbury erstach!

Es war ein wahres Glück, daß mein großer, schwarzer Ofen nicht geheizt war, sonst würden vielleicht noch schwärzere Gedanken in meiner Seele emporgetaucht sein.

Obgleich ich deutlich sah, wie die Feuerworte des Landschaftsmalers in der Seele der schönen Frau so mächtig zündeten, daß der helle Schein der inneren Glut schon transparent durch ihre zarten Wangen leuchtete, so mußte ich ihr doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich eigentlich besser hielt, als Anna im ersten Akt von Shakspeare's Richard III.; denn als der Maler endlich aus Mangel an Athem eine ganz nothwendige Pause eintreten ließ, war die junge Dame noch ganz widerstandsfähig, denn sie machte ihrem Angreifer ein ernstes würdevolles Kompliment und wandte sich, um in ihr Zimmer zurückzukehren.

Aber der junge Künstler vertrat ihr mit einem kühnen Sprunge den Weg.

„Bitte, mein Fräulein," rief er beinahe in Verzweiflung, „kann ich Ihnen denn gar nicht etwas nützlich sein? — Sie klingelten soeben, folglich suchten oder wünschten oder befahlen Sie etwas! — Soll ich Ihnen das Mädchen rufen?" fuhr er immer schneller und leidenschaftlicher fort. „Soll ich etwas bestellen? Ein Mann verschafft sich eher Gehorsam als eine Dame, die gar nicht vorsichtig und zurückhaltend genug sein kann. — Ich bin vollständig Herr meiner Zeit, ich reise aus Kunstsinn und

Liebhaberei, denn ich bin nämlich Maler . . . ich male Landschaften und Blumen, und ich bewundere sie auch zu gleicher Zeit, in welcher Form sie mir entgegentreten mögen.

Die letzte Schmeichelei mußte der jungen Dame gefallen, denn sie lächelte. Das hieß aber Oel in die Feuerseele des Landschaftsmalers gießen.

„Auf der letzten Kunstausstellung habe ich einen nicht unbedeutenden Erfolg errungen," fuhr er daher immer glühender werdend fort, „mit einem Blumenkörbchen; sollten Sie es vielleicht bemerkt haben, meine Dame? — Rosen und Vergißmeinnicht und unten in der rechten Ecke, in dem Kelch eines bescheidenen Veilchens stand mein Name: J. Briese."

Bei der Nennung des Namens machte die junge Dame eine Bewegung, als wenn ihr dabei eine Erinnerung auftauchte.

„Sollte ich die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu sein?" fragte sogleich der Maler, der sich jene Bewegung ebenfalls richtig gedeutet hatte.

Die Dame zauderte noch einen Augenblick; dann aber fragte sie mit gesenkten Blicken, ob er nicht Zeichnenstunden bei Frau Thewitz gegeben habe.

„Bei Frau Thewitz, allerdings," loderte der Maler bei Entdeckung dieser gemeinsamen Erinnerung gleich wieder auf. „Natürlich . . . in der Schönhauser Allee . . . es steht ein blühender Rosenstrauch vor der Thür . . . selbstverständlich

bloß im Sommer... sollte Frau Thewitz zufällig eine Freundin von Ihnen sein? — O welches Glück wäre das!"

Die junge Dame schien jetzt schon zu bereuen, daß sie dem Maler eine Gelegenheit gegeben hatte, das Gespräch mit ihr fortzusetzen, denn ihre Miene nahm wieder einen ernsteren Charakter an und sie machte eine Bewegung, als wenn sie in ihr Zimmer zurückkehren wollte.

Da hatte sie aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der junge Maler gehörte nicht zu den Menschen, die so leicht wieder loszuwerden sind.

Er vertrat ihr geradezu den Weg, aber mit so bittenden Blicken, daß sie sich durch dieselben festbannen und zwingen ließ, ihn auch noch ferner anzuhören.

Hatte mir der junge Mann zuerst den Eindruck einer gewissen Leichtfertigkeit gemacht, die mit jedem weiblichen Wesen eine Liebelei anknüpft, um sie aber ebenso schnell wieder zu lösen, so begann jetzt aus seinem Ton eine Wärme zu sprechen, die nur aus dem Grunde des Herzens aufzusteigen pflegt.

Die wahre Liebe soll ja auch immer plötzlich kommen wie ein Funke, der in ein Pulverfaß fällt, weßhalb also nicht ebenfalls bei dem Landschaftsmaler Briese, der an und für sich mit einer poetischen und leicht entzündbaren Seele begabt war.

Das selige Gefühl war über ihn gekommen, wie den Künstler plötzlich die Idee durchströmt und dann sofort

sein ganzes Wesen gebieterisch auffordert, sie in's Leben treten zu lassen.

Er sprach zu ihr mit so viel Heiterkeit, Beredtsamkeit und Ueberzeugung, daß die junge Dame unbedingt in dem Glauben erstarken mußte, von ihm geliebt zu sein. Und dazu gehört ja bei den holden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts so wenig. Was glaubt das Weib wohl lieber, als daß es geliebt ist? In dieser Ueberzeugung liegt ja seine ganze irdische Seligkeit. — Trotzdem die schöne Unbekannte aber ebenfalls unter den Anfängen dieses seligmachenden Glaubens erglühte und erzitterte, bemerkte ich von meinem sicheren Beobachtungsposten aus dennoch einen inneren Kampf an ihr, der Zeugniß davon ablegte, daß ihr entweder die Abenteuerlichkeit der Bekanntschaft widerstrebte, oder daß noch irgend ein anderer Umstand vorhanden sei, der dazu beitrug, ihr die Situation, in der sie sich befand, noch peinlicher zu machen.

Als der junge Mann im Verlauf seiner Rede immer glühender wurde, siegte plötzlich eine der Mächte in der Brust der jungen Dame, und indem sie durch Aufheben der Hand den Redestrom ihres Anbeters unterbrach, bat sie ihn, so ernst es ihr überhaupt unter den bewandten Umständen möglich war, von ihr abzulassen, da seine Aufmerksamkeiten ihr leicht Unannehmlichkeiten bereiten könnten.

Der Landschaftsmaler bekam bei diesen Worten einen solchen Schreck, daß sein inneres Feuer plötzlich zu erlöschen drohte und er in Folge dessen ganz blaß wurde.

„Was sagen Sie da?“ fragte er, nachdem er sich wieder ein wenig erholt; „sollten Sie vielleicht verheirathet sein?“

„Nein, mein Herr!“ entgegnete die Dame ernst; aber in ihrem Auge konnte ich dennoch deutlich eine Freude aufblitzen sehen über den Schrecken des jungen Mannes, in dem sie einen neuen Beweis finden mußte, daß seine Gefühle nicht ganz unecht seien.

Der Maler athmete bei dieser tröstenden Antwort so frei und erleichtert auf, als wenn ihm eine Centnerlast von der Seele gefallen wäre, und wollte eben wieder mit neuangefachtem Feuer seine Liebeserklärungen beginnen, als die schöne Unbekannte sich abermals unter dem Einfluß eines sichtbaren Entschlusses emporraffte und ihn wiederholentlich bat, von ihr abzulassen, da seine sehr in's Auge fallenden Aufmerksamkeiten leicht ihren Ruf gefährden könnten.

„Aber, wie ist denn das möglich!?“ brach der Maler wieder los. „Wie kann es denn Ihrem Rufe schaden, wenn ein junger Mann Ihnen seine Huldigungen darbringt, der die besten und redlichsten Absichten hat, der kein schöneres Glück kennt, als Sie zu besitzen.

Die Dame gerieth in immer größere Verlegenheit.

„Sie können die Lage nicht beurtheilen, in der ich mich befinde," stammelte sie, nachdem sie eine Weile in Unsicherheit gezögert; „ich habe mir hier mit einem Verwandten ein Rendezvous gegeben... mit einem sehr strengen Onkel... der es mir nie verzeihen würde, wenn er sähe, wie leichtsinnig ich Herrenbekanntschaften anknüpfe."

Der Maler machte ein etwas ungläubiges Gesicht und ließ seine Blicke suchend im Zimmer umherschweifen.

Mir wurde etwas unheimlich dabei hinter meinem schwarzen Ofen. — Wenn er oder die junge Dame mich entdeckten, wenn er oder sie auf den entsetzlichen Gedanken käme, mich für den Onkel zu halten oder für denselben auszugeben. In welche unabsehbare Unannehmlichkeiten konnte ich dadurch versetzt werden! — Obgleich der Ofen nicht geheizt war, wurde mir so warm, daß mir der Angstschweiß vor die Stirne trat.

„O, mein Fräulein," begann da plötzlich wieder der Maler mit einem förmlich vulkanischen Gefühlsausbruch. „Weßhalb der Aufrichtigkeit meiner Worte und Empfindungen erdachte Hindernisse in den Weg setzen? Weßhalb einen Onkel vorschützen, der nicht existirt? Weßhalb meine Liebe verschmähen, die doch so heiß, so wahr, so ewig ist!?"

Und indem er dies Bekenntniß mit fast versengender Glut herausgestoßen, sank er vor der jungen Dame auf ein Knie nieder und breitete sehnsüchtig beide Arme nach ihr aus.

Die Unbekannte schien förmlich den Kopf zu verlieren vor Angst und Aufregung; ihre Wangen glühten, ihre Hände zitterten und ihre Blicke irrten in fast fieberhaftem Glühen umher, als suche sie etwas, das sie retten könnte aus ihrer Noth.

Mir wurde noch unheimlicher hinter meinen Ofen. — „Wenn sie mich nun gewahr wird und meine Hülfe anruft!“ dachte ich; „wenn mich der wahnsinnige Kerl am Ende gar für seinen begünstigten Nebenbuhler hält und Händel mit mir anfängt!“

Der Landschaftsmaler rutschte auf dem einen Knie noch näher an die Dame heran und suchte ihre Hand zu fassen, als jene auf dem Gipfel der Verwirrung und Angst den Hut ergriff, den Straube vorhin hatte auf dem Tisch stehen lassen und denselben, vielleicht ohne einen bestimmten Gedanken dabei zu fassen, ihrem Verfolger entgegenhielt.

Dieser stutzte, starrte den Hut eine ganze Weile an, stand dann auf, machte der Dame ein ehrfurchtsvolles Kompliment und sagte mit leiser Stimme und beschämt niedergeschlagenem Blick: „Verzeihen Sie, daß ich es wagte, Ihren Worten zu mißtrauen... wenn ich mich nicht in so großer Aufregung befunden hätte, würde ich Ihnen auch ohne diesen Hut geglaubt haben.“

Die Dame schien jetzt erst zu verstehen, wie er ihre unwillkürlich begangene Handlung aufgefaßt hatte und gerieth deßhalb aus einer Verlegenheit in die andere.

Ich freute mich schon darauf, daß der Maler nun gehen und die Dame dann fahren werde, als plötzlich wieder eine Thüre mit Gewalt aufgerissen wurde und mein Freund Straube vollständig angekleidet und mit seinem verkäuflichen Regenschirm unter dem Arm in das Zimmer stürzte.

„Ich halte es nicht mehr aus!“ rief er. „Ich muß auf die Post! — Gustel, wo hast Du meinen Hut gelassen?“

Als er jedoch den gesuchten Gegenstand in der Hand einer ihm wildfremden Dame erblickte, blieb er stehen und starrte verwundert die Dame an, wie die Dame ihn, während in des Malers Zügen ein Verständniß zu dämmern schien und er bald voll Mitleid auf seine Angebetete, bald voll Besorgniß auf meinen Freund Straube blickte.

Der Letztere, dem es plötzlich wieder einfiel, daß er schnell auf die Post müßte, machte der verlegenen Scene ein Ende, indem er den Hut der jungen Dame aus der Hand nahm.

„Entschuldigen Sie, das ist mein Hut,“ sagte er mit einer graziösen Verbeugung; „oder wollten Sie die Freundlichkeit haben, ihn mir zu reichen?“

Das Verständniß auf des Malers Antlitz dämmerte immer heller auf; er machte Straube ein tiefes, ehrfurchtsvolles Kompliment, das dieser etwas verdutzt erwiderte, tuschelte dann der jungen Dame einige leise Worte in's Ohr, worüber diese in neue Verlegenheit gerieth und verließ mit einer abermaligen tiefen Verbeugung die Gaststube.

„Gott sei gelobt!“ dachte ich hinter meinem Ofen. Einer ist weg, und die beiden Andern werden hoffentlich einander nicht lange aufhalten. — Der Maler hält jetzt wahrscheinlich meinen Freund Straube für den Onkel und ist ihm vorläufig aus dem Wege gegangen, um in Gegenwart der Geliebten keine heftige Scene herbeizuführen. Was er aber wohl der Dame in's Ohr geflüstert haben mag? — Vielleicht daß er später mit dem Onkel sprechen und ihn über Alles aufklären würde. — Wer konnte es wissen? — Ich war auch gar nicht so schrecklich neugierig, es zu erfahren, wenn ich nur erst aus meiner Gefangenschaft befreit gewesen wäre, die mir auf die Dauer doch etwas empfindlich wurde.

Meine heißen Wünsche schienen sich sogleich erfüllen zu wollen; denn Straube machte jetzt der Dame seine zweite graziöse Verbeugung und ging dann mit schnellen Schritten der Thüre zu.

„Aha!“ dachte ich, indem ich meine vom langen Stehen ganz steif gewordenen Beine wieder etwas gelenkig zu machen suchte. „Nun wird das Feld rein, und Du kannst Dich aus dem Staube machen.“

Aber, wie ich bereits wiederholentlich die Ehre hatte zu bemerken, es war heute kein Glückstag für mich; denn kaum hatte Straube einige Schritte gethan, als die fremde Dame ihn mit einer leisen Bitte zurückhielt.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ flüsterte sie, „ich möchte gern...“

Straube wandte sich um nnd warf dann unwillkürlich einen besorgten Blick auf seinen Hut, als hegte er die stille Besorgniß, daß sie ihm denselben noch einmal fortnehmen könnte.

„Es handelt sich um einen Dienst, den Sie mir erweisen sollen," fuhr die Dame fort.

Straube machte ein betretenes Gesicht.

„Sollten Sie vielleicht Ihr Geld verloren oder vergessen haben," entgegnete er schnell; „dann würde ich Sie nur lebhaft bedauern können; denn ich befinde mich leider in ganz demselben Fall."

Die Dame mußte lächeln, obgleich ihr gewiß nicht so zu Muthe war.

„Nein, das ist es nicht," fuhr sie fort; „sondern eine andere Gefälligkeit, deren Erfüllung mir eine große Erleichterung verschaffen würde."

„Bitte, sprechen Sie, meine Dame," fiel Straube ungeduldig ein; „denn ich bin außerordentlich pressirt."

„Ich bin erst seit wenigen Minuten in dieser Stadt," erzählte die Dame weiter.

„Und ich seit vierundsechzig und drei Viertelstunden," fügte Straube mit einem leichten Schauer hinzu.

„Der Zufall hat mir einen Reisegefährten gegeben... den Herrn, der uns soeben verlassen hat," fuhr die Dame fort, indem sie vor Verlegenheit die Augen niederschlug. „Er verfolgt mich mit seinen Liebeserklärungen auf Schritt

und Tritt, so daß ich in Gefahr schwebe, dadurch kompromittirt zu werden. Aber mein gütiges Schicksal hat mir selbst den Weg zur Rettung angedeutet, indem es mir die Nothlüge eingab, daß ich mir mit einem Onkel ein Rendezvous gegeben habe, und als ich nachher in höchster Verwirrung Ihren Hut ergriff und ihm denselben entgegenhielt, glaube ich, daß der Gedanke in ihm entstanden ist, daß Sie dieser Onkel sind. — Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, die kleine Nothlüge vollenden zu helfen und mir dadurch einen recht großen Dienst zu erweisen?"

„I Gott bewahre!" rief Straube höchst ungalant. „Ich habe gar keine Zeit dazu, ich bin ja im Begriff mich zu verheirathen!"

„Aber ich soll mich ja auch verheirathen!" entgegnete die Dame in fast kläglichem Tone.

„I, sehen Sie 'mal, das freut mich ganz außerordentlich," sagte Straube, immer ungeduldiger werdend. „Habe die Ehre, Ihnen meinen unterthänigen Glückwunsch auszusprechen."

Und damit machte er wieder eine Wendung, um aus dem Zimmer zu eilen.

„Nicht wahr, Sie werden mich nicht verrathen?" rief ihm die Dame nach.

„I Gott bewahre," sagte Straube.

„Und nun noch die letzte Bitte," fuhr die Dame fort, indem sie ihm einen Schritt nachging.

Mein Freund blieb sofort stehen und drehte sich wieder um.

„Wollen Sie mir vielleicht meinen Regenschirm abkaufen?“ fragte er mit ganz freundlichem Gesicht.

„Nein, das nicht,“ entgegnete die Fremde mit einem so freundlichen Blick, daß Straube unwillkürlich stehen bleiben mußte.

„Wenn Sie die große Güte haben wollten, mich vor die Thüre zu begleiten und dort so lange bei mir zu bleiben, bis der Wagen kommt, den ich mir bestellt habe,“ flötete die Dame unwiderstehlich.

„Meinetwegen!“ sagte Straube, nachdem er noch einen Augenblick gezögert; „aber ein Bischen schnell, wenn ich bitten darf, denn ich bin wirklich außerordentlich pressirt.“

„Gönnen Sie mir nur noch soviel Zeit, um meinen Hut aufzusetzen, ich bin im Augenblick wieder hier!“ flötete die schöne Unbekannte noch einmal und hüpfte dann, elastisch wie eine junge Birke, in ihr Zimmer.

„Na endlich werden sie nun gehen,“ seufzte ich hinter meinem Ofen; aber ich hatte die Rechnung abermals ohne den Wirth gemacht, weil ich mich in vollständiger Unkenntniß darüber befand, wie lange ein junges, hübsches und folglich auch eitles Frauenzimmer gebraucht, um einen Hut aufzusetzen.

Mein Freund Straube schien jene Zeit auch falsch taxirt zu haben, denn bereits nach einigen Augenblicken

begann er ungeduldig zu werden, machte einige heftige Gänge durch das Zimmer, horchte nach der Thür hin, hinter welcher seine Schutzbefohlene verschwunden war, setzte sich, stand wieder auf, warf dann endlich seinen Regenschirm wüthend auf den Tisch, lief abermals wie ein Rasender durch's Zimmer und blieb schließlich in der Mitte desselben stehen, indem er vor zunehmender innerer Ungeduld mit beiden Kniegelenken wackelte.

„So lange kann kein Mensch seinen Hut aufsetzen!“ murmelte er, immer röther werdend, vor sich hin, während ich seine Ansicht vollständig theilte: „wenn sie nun nicht bald kommt, halte ich mich meines Versprechens entbunden, denn es kann Niemand verlangen, daß ich ihretwegen selber in Verlegenheit gerathe. Heute muß ganz bestimmt ein Brief für mich da sein, und dann eile ich auf den Flügeln der Liebe nach Parchan zu meiner reizenden jungen Wittwe, die sich wahrscheinlich auch schon vor Ungeduld verzehrt.“

Herr Straube sah nach der Uhr und wurde dann noch um ein Bedeutendes ungeduldiger.

„Es ist unerhört,“ begann er dann wieder vor sich zu brummeln; „ich würde meinen Hut in einer Sekunde siebenmal aufsetzen.“

Und nachdem er also gesprochen, machte er auch gleich die Probe zu der Richtigkeit seiner Behauptung und setzte mit einer so krampfhaften Energie seinen Hut siebenmal hintereinander auf, daß ich glaubte, er werde die Krämpe abreißen.

Kaum war er mit dem Experiment fertig geworden, als der Landschaftsmaler vorsichtig in die Gaststube trat und sich darüber zu freuen schien, daß er Herrn Straube diesmal allein vorfand. Er näherte sich demselben und wünschte ihm einen sehr höflichen guten Morgen.

Straube bekam erst einen kleinen Schreck; als er jedoch den Herrn erkannte, der ihm vorhin eine bittere Enttäuschung bereitet hatte, machte er ein sehr übellauniges Gesicht und kehrte ihm den Rücken zu.

Der Landschaftsmaler ließ sich aber durch die Unhöflichkeit durchaus nicht aus der Fassung bringen.

„Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle," sprach er mit größter Liebenswürdigkeit.

„Mein Name ist Briese... ich bin sechsundzwanzig Jahr alt und Landschaftsmaler, der einzige Sohn meines Vaters ... Meine Bilder sind sehr gesucht und durch meinen Zeichnenunterricht verdiene ich jährlich achthundert Thaler."

Straube machte eine Bewegung, als wenn er aus der Haut fahren wollte.

„Dies Jahr ist es freilich etwas weniger geworden," fuhr Briese fort, „durch einen unglücklichen Zufall, den ich Ihnen erzählen will."

Straube schien plötzlich rasend geworden zu sein, denn er fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und wandte sich wüthend gegen den Maler um.

„Ich habe aber keine Zeit, Ihre Geschichte anzuhören," schrie er; „ich bin im höchsten Grade pressirt. Empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst!"

Und mit diesen Worten nahm er einen Ansatz, um mit voller Dampfkraft aus dem Zimmer zu eilen.

Der Maler schien aber ebenfalls mit der nöthigen Zähigkeit und Energie behaftet zu sein, denn er packte meinen Freund Straube ganz ungenirt bei beiden Schultern, schob den Widerstrebenden bis zu dem alten fettigen Sopha und drückte ihn in dieselbe Ecke, in welche Straube vorhin mich gedrückt hatte.

„Aha! Es giebt doch noch eine Gerechtigkeit!" dachte ich hinter meinem Ofen und freute mich dieses Gedankens, obgleich ich mir die Beine beinahe in den Leib hineinstand.

„Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz," sagte der Maler, sich neben seinen Gefangenen setzend und ihn unerbittlich in der Sophaecke festklemmend.

„Vor drei Monaten ging ich nämlich im Berliner Thiergarten spazieren," begann er dann seine Erzählung, während Straube in stiller Verzweiflung die Augen schloß. „Plötzlich höre ich ein Hülfeschrei und sehe ein durchgehendes Pferd vor einem eleganten Wagen. In dem letzteren befand sich eine junge Frau mit einem Kinde. Mit schnellem Entschluß falle ich also dem Pferde in die Zügel, bringe es zum Stehen und rette glücklich Mutter und Kind. — Als ich am andern Morgen erwachte, hatte

ich eine steife Hand, die mich lange Zeit an der Ausübung meiner Kunst verhinderte."

„Weßhalb erzählen Sie mir eigentlich die langweilige Geschichte, die mich doch nichts angeht!?" schrie Straube, wild aus seiner Sophaecke emporspringend.

„Um einen günstigen Eindruck auf Sie zu machen," entgegnete der Maler mit Höflichkeit.

„Sie machen aber gerade einen sehr schlechten!" schrie ihn Straube an. „Wenn Sie sich aber durchaus bei mir in Gunst setzen wollen, dann lassen Sie mich jetzt ungeschoren meiner Wege gehen!"

„Das kann ich doch aber nicht, Hochverehrtester," fuhr der Maler mit derselben Liebenswürdigkeit fort, indem er Straube an seinem dicken Arme festhielt.

„Weßhalb können Sie das nicht, Herr?" tobte der Andere, sich wieder losmachend.

„Weil ich mir zuerst noch die Ehre geben wollte, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Nichte zu bitten!" entgegnete der Maler mit einer graziösen Verbeugung.

Straube riß die Augen weit auf vor Erstaunen.

„Sie haben wohl den Verstand verloren?" rief er. „Sie wollen meine Nichte heirathen, die kleine Leopoldine?"

„Ah! Also Leopoldine heißt sie?" antwortete der Maler. „Sehr hübscher Name. Ja wohl, ich will die kleine Leopoldine heirathen."

„Da müssen Sie ja aber noch zehn Jahre warten, denn am 8. October ist erst ihr siebenter Gebutstag!“ krähte Straube. „Nun erlauben Sie sich aber keine ferneren Scherze mit mir,“ fuhr er dann ein wenig gemäßigter fort, „sondern sagen Sie mir lieber, was die Uhr ist.“

„In fünf Minuten Zwei,“ entgegnete der Maler.

„Dann muß ich schleunigst auf die Post,“ rief Straube. „Habe die Ehre, mich Ihnen ganz ergebenst zu empfehlen!“ Und mit diesen Worten machte er abermals den Versuch, um sich mit voller Dampfkraft zu entfernen, als der Landschaftsmaler ihn abermals an seinem dicken Arm zurückhielt.

„Entschuldigen Sie, mein Herr; ich glaube, Sie haben mich nicht ganz richtig verstanden,“ sagte der Maler; „ich meine die andere Nichte... dort in jenem Zimmer.“

„Ach so!“ entgegnete Straube; Sie meinen die andere Nichte... die sich seit drei Viertelstunden ihren Hut aufsetzt... Ja, die will ich Ihnen von Herzen gern geben,“ setzte er hinzu, indem seine dicken Züge etwas Strahlendes annahmen.

Der Maler wollte ihm vor innerer Seligkeit um den Hals fallen, aber Straube wehrte ihn sich ab.

„Lassen Sie es gut sein,“ sagte er mehrere Schritte zurücktretend; „ich bin jetzt außerordentlich pressirt... ein andermal, wenn ich mehr Zeit habe!“ Und damit eilte

er der Thüre zu, um endlich seinen lang gehegten Entschluß, zur Post zu gehen, auszuführen.

Plötzlich blieb er jedoch aus eigenem Antriebe stehen, wie wenn ihm noch etwas eingefallen wäre, wandte sich dann um, kehrte zum Maler zurück, legte ihm liebevoll die Hand auf die Schulter und sagte mit treuherzigem, fast väterlichem Ton: „Wissen Sie was, lieber Briese, da Sie nun doch einmal mein Neffe sind, so könnten Sie mir auch einen Gefallen thun. Wollen Sie?“

„O, mit tausend Freuden!“ rief der Maler. „Sprechen Sie es nur aus, lieber Onkel, was ist es denn?“

„Meine Nichte hat sich nämlich einen Wagen bestellt... um ein Bischen spazieren zu fahren,“ entgegnete Straube; „ich habe ein ganz nothwendiges Geschäft auf der Post... wenn Sie nun, an meiner Stelle, die Freundlichkeit haben wollten, sie bis an den Wagen zu begleiten, wenn sie sich den Hut aufgesetzt hat... ja? — Wollen Sie das thun, lieber Briese?“

„O, mit tausend Freuden, lieber Onkel!“ rief der Maler, indem er noch einmal Miene machte, seinem Beglücker um den Hals zu fallen.

Dieser aber bog der ihm zugedachten Zärtlichkeit geschickt aus, bemächtigte sich mit einer kühnen Schwenkung wieder seines Regenschirms und klopfte dann an die Thüre, hinter welcher die schöne Unbekannte vorhin verschwunden war.

„Wer ist da?“ fragte sogleich eine helle weibliche Stimme.

„Ich bin es, liebe Nichte,“ antwortete Straube; „ich wollte Dir nur sagen, daß Du Dich gar nicht zu beeilen brauchtest; der Wagen wird wohl noch nicht da sein.“ Und dann nickte er dem glücklichen Landschaftsmaler noch einmal freundlich zu und raste wie ein Sturmwind aus dem Zimmer, um sich quer über den Markt nach der Post zu begeben.

Es war heute wirklich der allerentschiedenste Unglückstag für mich. Nachdem mich soeben noch die süße Hoffnung geschwellt hatte, daß mein Freund Straube bald mit der schönen Unbekannten verschwinden werde, saß ich nun von Neuem in der Falle, denn wenn ich jetzt mein Versteck hätte verlassen wollen, würde mir der Maler unfehlbar auf eine sehr weitschweifige Art sein Herz ausgeschüttet haben, und davor empfand ich ein inneres Grausen. Es war also jedenfalls besser, sich die Beine noch etwas weiter in den Leib hineinzustehen und abzuwarten, bis der Maler seine Donna an den Wagen bringen würde, was ja auch nicht mehr so lange dauern konnte.

Richtig, es dauerte auch wirklich nicht lange, denn mein Freund Straube war noch keine Minute fort, als ich eine Thüre leise sich öffnen hörte und dann die schöne Unbekannte eintreten sah.

Mit dem alten Sprüchwort: „Was lange währt, wird gut," hat es doch seine Richtigkeit; denn der zarte Hut der jungen Dame war mit einer solchen Eleganz auf das dunkle Haar gesetzt, daß ich, trotz meiner großen Unbekanntschaft mit solchen Dingen, eine stille Bewunderung vor dieser Operation empfand.

Kaum hatte die Dame aber die Gaststube betreten, als plötzlich das heitere Lächeln von ihren Zügen verschwand und statt dessen eine nicht geringe Verlegenheit auf demselben sichtbar wurde. Sie blieb stehen und machte eine Bewegung, um sich wieder in ihr Zimmer zurückzuziehen; aber der Landschaftsmaler hatte sie bereits bemerkt und vereitelte ihren Fluchtversuch, indem er schnell auf sie zuschritt und sie mit leuchtenden Augen und süßer Stimme bat, ohne Furcht in seiner Gesellschaft zu bleiben, da dies Beisammensein jetzt durch die gütige Erlaubniß ihres vortrefflichen Onkels sanktionirt werde.

Bei dieser kühnen und unerwarteten Ansprache vermehrte sich die Bestürzung der jungen Dame noch um ein ganz Bedeutendes, und sie vermochte ihrer inneren Unruhe kaum Herrin zu werden. Der Maler jedoch wurde durch die reizende Verwirrung, in der er seine Angebetete sah, noch immer mehr in Flammen versetzt.

„O, foltern Sie mich doch nicht länger," rief er leidenschaftlich aus. „Geben Sie mir doch wenigstens eine kleine Hoffnung; Ihr Herr Onkel weiß ja, daß

ich Sie liebe, und er hat mir bereits auf das Freundlichste Ihre Hand zugesagt."

Das Antlitz der jungen Dame wurde mit einer glühenden Röthe übergossen.

„Wie!?" rief sie entrüstet aus; „er hätte sich erlaubt?"

„O," entgenete der Maler mit respektvoller Wärme; „ich weiß sehr wohl, daß seine Einwilligung erst durch die Ihre für mich einen Werth erhält; aber ich kann mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß meine tiefe und aufrichtige Liebe Sie endlich rühren und Sie bewegen wird, mich Ihrer Gegenneigung würdig zu finden."

Die Verwirrung der jungen Dame nahm jetzt einen andern Charakter an; denn die Entrüstung schien mir mehr in den Hintergrund und ein sanfteres Gefühl dafür mehr in den Vordergrund getreten zu sein.

„Bitte, lassen Sie mich, mein Herr," erwiderte sie jedoch trotz ihrer milderen Regung; „ich muß sogleich abreisen, das Fuhrwerk ist bereits bestellt."

„Ich weiß," sagte der Maler mit derselben respektvollen Wärme; „der Herr Onkel waren so gütig, es mir mitzutheilen und mich zu beauftragen, Sie zum Wagen zu geleiten."

Die schöne Unbekannte schien jetzt nicht mehr zu wissen, wie sie sich benehmen sollte; sie hatte sich in ihrem Nothlügengewebe selbst gefangen und wußte nun nicht,

wie sie sich wieder hinausfinden sollte, namentlich da der Maler seine brennenden Augen so fest auf sie gerichtet hatte, als wenn er sie mit denselben versengen oder ebenfalls entflammen wollte.

„Bitte, hochverehrtes Fräulein," begann der Verliebte endlich wieder nach einer längeren Pause; „bitte, gewähren Sie mir die Gunst und lassen Sie mich diese Reise zusammen mit Ihnen machen!"

„Aber das ist eine Unmöglichkeit, mein Herr; ich reise ja zu meiner Familie nach Parchau," entgegnete die junge Dame schnell.

„Die ja hoffentlich auch bald die meinige sein wird," warf der Maler aber noch schneller ein. „Erlauben Sie mir daher, nachzusehen, ob Ihr Wagen vorgefahren ist; sollte dies nicht der Fall sein, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Extrapost zu bestellen."

„Aber mein Herr!" rief die schöne Unbekannte fast flehend; „so warten Sie doch noch... das geht ja nicht... ich bin augenblicklich nicht Herrin meiner selbst... lassen Sie mich Ihnen doch erst den Zweck meiner Reise erzählen!"

„Unterwegs wird sich dazu die schönste Gelegenheit finden," entgegnete der Maler mit einer wunderbaren Energie und Zähigkeit seiner Herzensempfindungen; „es geschieht ja mit der gütigen Einwilligung Ihres vortrefflichen Herrn Onkels. — Auf Wiedersehen also, holde

Dame; in zehn Minuten habe ich die Ehre und das Vergnügen, wieder bei Ihnen zu sein.“ Und damit verbeugte er sich auf eine graziöse Art und schritt mit seinen brennenden Augen zum Gastzimmer hinaus.

„Aha!“ dachte ich; den günstigen Moment wird sie nun benutzen und sich aus dem Staube machen, ehe der rasende Roland wiederkommt. Endlich sehe ich das Ende meiner seltsamen Gefangenschaft sich nahen.“

Das Schicksal schien auch in der That meinen stillen Wunsch zur Wirklichkeit gestalten zu wollen, denn noch stand die räthselhafte Unbekannte in ängstlicher Unschlüssigkeit, welche Schritte sie thun sollte, als die Gustel in's Zimmer trat, um den Tisch zur bevorstehenden Mittagstafel zu decken.

„Ist mein Wagen da?“ fragte sogleich die Dame.

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopf und zuckte mit den Achseln, wodurch sie vielleicht gleichzeitig ein Erstaunen ausdrücken wollte, weßhalb der Wagen noch nicht da sei.

„Und der Herr?“ fuhr die Unbekannte beinahe unhörbar fort.

„Der Junge oder der Alte?“ fragte die Gustel zurück. „Sie meinen doch wohl den Jungen, nicht wahr?“

Die Dame nickte und schlug die Augen nieder, wodurch sie vielleicht gleichzeitig ausdrücken wollte, daß die Gustel den zweiten Theil der Frage sich eigentlich hätte sparen können.

„Der ist nach der Post gegangen oder vielmehr gerannt," antwortete das Mädchen. „Es ist merkwürdig, was heute für sonderbare Herren hierherkommen. Der kleine Dicke in Numero 6, der schon seit vorgestern bei uns wohnt, scheint unterwegs eine kleine Gehirnerschütterung erlitten zu haben; der zweite Herr mit dem blanken Hut ist so aufgeregt, daß man sich förmlich vor ihm entsetzen kann, und der dritte Herr, der schon jahrelang bei uns verkehrt, benimmt sich auch ganz sonderbar, was ich sonst nie an ihm bemerkt habe."

Dabei warf sie einen so forschenden Blick nach dem Ofen, daß es mir durch Mark und Bein ging, vor Angst, daß ich noch zu guter Letzt entdeckt und in die tragikomische Heirathtsreise meines Freundes Straube verwickelt werden könnte. Eigentlich geschah ihm ganz recht, weil sein ganzes Interesse bei der Angelegenheit nur auf das Geld und nicht auf die Person seiner Zukünftigen gerichtet war, und das merkwürdige Zusammentreffen der Menschen und Umstände in der Gaststube der „drei Mohren" zu Polkwitz gab wieder hinlänglich Zeugniß von dem weisen und gerechten Walten der Vorsehung, die so oft die intriganten Gewebe der Erdenpilger zum Heil der guten Sache zerstört.

Die junge Dame, die neben ihrem empfänglichen Herzen aber auch die Eigenschaft einer guten und gehorsamen Tochter besaß, hatte den Blick der Gustel

nicht bemerkt, weil sie an ganz andere Dinge denken mußte.

„Ach, bitte, holen Sie mir meinen Koffer aus dem Zimmer," sagte sie nach einigem Nachdenken zu dem Mädchen. „Vielleicht ist es bei dem Fuhrmann nicht richtig bestellt worden, oder er hat es vergessen. Wir wollen zu ihm gehen und ich kann ja von dort aus abfahren.

Die Gustel begab sich statt einer zeitraubenden Antwort sofort in das von der Dame inne gehabte Zimmer.

„Der arme, junge Mann," murmelte die Letztere vor sich hin, als sie allein war; „er wird untröstlich sein; aber was soll ich thun? — Er hört ja nicht, ich habe ihm ja nicht erzählen können, daß mir mein Vater bereits einen Mann ausgesucht hat, den ich gar nicht einmal kenne, sondern jetzt erst kennen lernen soll. Ehe ich meine Entscheidung treffe, muß ich ihn doch wenigstens gesehen haben, wenn ich mich weigere, muß ich meinem Vater Gründe anführen ..."

Das schöne, aber dennoch einigermaßen beklagenswerthe Wesen konnte sein leises Selbstgespräch nicht weiter ausspinnen; denn die Flurthür wurde heftig aufgerissen und mein Freund Straube stürzte wie eine Windsbraut, oder vielmehr wie ein Windsbräutigam, in's Zimmer.

„Wieder keinen Brief!" rief Straube, seinen Regenschirm auf den Tisch werfend, in der allerübelsten Laune. „Es ist zum Wahnsinnigwerden!"

Die junge Dame stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

„Sollte man es glauben!“ wandte sich Straube nun in höchster Aufregung an seine Adoptiv-Nichte. „Wieder nichts!“

Er schien eben einen in Damengesellschaft nicht passenden wilden Fluch ausstoßen zu wollen, als die Gustel mit dem Koffer der Dame in's Zimmer geschleppt kam.

„So,“ sagte das Mädchen, „nun können wir gehen, wenn es Ihnen recht ist.“

Die Dame schien damit vollständig einverstanden zu sein, denn sie nickte beistimmend und wandte sich dann mit einem leichten Anflug von Humor an meinen Freund Straube, der noch immer ein Gesicht machte, als wenn er aus der Haut fahren wollte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit, mein lieber Onkel,“ sagte sie mit sanfter Flötenstimme; „leben Sie herzlich wohl, ich reise jetzt ab.“

„So? Sie reisen jetzt ab; Sie befinden sich in der Lage, jetzt abreisen zu können?“ entgegnete der kleine Mann mit einer dumpfen Bitterkeit, „während ich gezwungen bin, hier zu bleiben! Es ist um sich die Haare auszureißen!“

„Aber über meine Hand haben Sie doch ein wenig zu leicht verfügt,“ fuhr die Dame lächelnd fort.

„Mein lieber Gott, was soll man denn machen?“ rief Straube. Bedenken Sie doch nur meine unglückliche

Situation! — Wenn man seit drei Tagen einen Brief erwartet, der durchaus nicht ankommt, dann ist man zu Allem fähig!“

Die Gustel setzte ihren Koffer plötzlich nieder, daß es einen Knall gab und Straube sich erschreckt nach ihr umwandte.

„Ach so, Sie ängstigen sich noch immer um Ihren Brief,“ sagte das Mädchen mit bewundernswürdiger Gemüthsruhe. „Das hätte ich beinahe vergessen... den hat ja der Briefträger vorhin gebracht.“ Und damit holte sie den langersehnten Brief aus der Tasche ihrer Schürze und reichte ihn Straube hin.

„Und das sagst Du mir nicht gleich?!“ rief dieser mit dem vollsten Ausdruck einer tiefgehenden Entrüstung, indem er ihr das Schreiben aus der Hand riß und es mit ungeduldiger Hast aufbrach und auseinander faltete.

„Also noch einmal, leben Sie wohl, mein Herr,“ wiederholte die Dame.

„Empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst,“ entgegnete Straube, ohne sich nach ihr umzuwenden. „Nun beneide ich Sie, nun kann ich ebenfalls reisen, denn nun habe ich wieder Geld.“

Die schöne Fremde machte ihm eine leichte Verbeugung und verließ dann, von der Gustel gefolgt, das Zimmer, um sich zu dem säumigen Fuhrmann zu begeben.

Straube haftete seine großen Glotzaugen sogleich auf die Zeilen und las mit jenem eigenthümlichen halblauten Gemurmel, das Kaufleute oft an sich haben, wenn sie in aufgeregter Stimmung wichtige Briefe entziffern, so deutlich, daß ich jedes Wort verstehen konnte: „Mein lieber Neffe! Ich beeile mich, Dir zu antworten, ohne einen Augenblick zu verlieren. Als Dein lieber Brief ankam, saß ich im Bade, und als ich die Badeanstalt verließ, begegnete ich Deinem Onkel, dem Vater unserer kleinen Leopoldine, der mich beredete, mit ihm zu frühstücken, und nach dem Frühstück gingen wir zusammen in's Theater. Sie gaben Othello, und ich habe fürchterlich geweint. Diese Stücke sind im höchsten Grade der Gesundheit nachtheilig. Wenn Du erst verheirathet sein wirst, gebe ich Dir den wohlmeinenden Rath, Deine Frau nie so etwas sehen zu lassen und Deine Kinder auch nicht. Ich habe in Folge der Aufregung die ganze Nacht Kamillenthee trinken müssen und am folgenden Tag verbot mir der Arzt auszugehen. Aber diesen Morgen geht es schon wieder etwas besser und ich habe mich deßhalb beeilt, in Deine Wohnung zu gehen, um Dein Portemonnaie zu suchen, das Du dort vergessen haben wolltest. — Ich habe Alles von oben nach unten gekehrt, aber ich kann Dir auf das Bestimmteste mittheilen, daß nichts zu finden war. Doch beruhige Dich, denn Du sollst auf eine angenehme Weise überrascht werden. Ich werde dieser Tage

zu Euch Lieben nach Parchau kommen und dann meine Börse zu Deiner Disposition stellen. Bis dahin bitte ich Dich in gutem Andenken zu behalten Deinen treuen Onkel Lebrecht Straube."

„Und das ist Alles!" rief der enttäuschte Jüngling mit unnachahmlicher Entrüstung. „Und darauf läßt mich dieser unnatürliche Verwandte sechsundsechzig Stunden warten!? — Heiliges Himmeldonnerwetter!!"

Trotz meiner drückenden Gefangenschaft hätte ich beinahe laut aufgelacht über das Mißgeschick meines Freundes Straube, das das meinige doch noch bedeutend übertraf. Kein Geld zu bekommen, eine Onkelstelle bei seiner ihm bestimmten Zukünftigen annehmen zu müssen und dieselbe einem Andern in die Arme zu werfen, ohne zu wissen, was er that; das war allerdings eine harte Strafe der Vorsehung für einen kaufmännischen Entheiliger der Liebe und Ehe. Straube war in dieser Situation eine entschieden tragische Figur.

Nachdem er den Brief gelesen, ließ er beide Hände schlaff herabsinken und starrte in stummer Verzweiflung vor sich hin. Dann raffte er sich plötzlich mit einer wilden Energie empor, nahm seinen Regenschirm unter den Arm, stülpte sich den Hut auf und stürmte auf die Flurthür zu. Ehe er dieselbe aber erreicht hatte, wurde sie von draußen heftig aufgerissen und der Landschaftsmaler stürmte mit gleicher Energie hinein und rannte im nächsten Moment

mit solcher Gewalt an Straube an, daß es erst einen dumpfen Knall gab und dann Beide wieder etwas auseinander prallten.

„Die Extrapost ist da," stammelte endlich der Maler, indem er sich mit einem wehmüthigen Gesicht das Schienbein rieb.

„Ich reise ja nicht ab," entgegnete Straube, sich die Hand vor den Magen haltend.

„Aber ich," sagte der Maler, seine Reibungen fortsetzend; „mit Ihrer Fräulein Nichte... Wo ist sie denn, wenn ich ergebenst fragen darf?"

„Abgereist!" brummte Straube, seine Magengegend leise drückend.

Der Maler hörte vor Schrecken auf zu reiben.

„Sie spaßen wohl nur, lieber Onkel?" fragte er dann mit einem trüben Versuch zum Lächeln.

„Herr, wie können Sie mir zutrauen, daß ich spaße?" brauste Straube auf. „Mir ist ganz und gar nicht spaßig zu Muthe!"

„O!" machte der Maler bedauernd; „was ist Ihnen denn passirt, wenn ich ergebenst fragen darf?"

„Ich habe einen höchst fatalen Brief bekommen!" rief Straube, das unglückliche Schreiben in der Hand zerknitternd.

„O!" machte der Maler noch einmal. „Sie haben ihn aber wahrscheinlich in der ersten Aufregung nicht

ordentlich verstanden. Wichtige Briefe muß man immer zweimal lesen."

„Ich habe ihn sehr gut verstanden," rief Straube, „er war außerordentlich deutlich!"

„War keine Nachschrift dabei?" fragte der Maler. „Solche Nachschrift wiederruft oft den Inhalt des ganzen Briefes."

Mein dicker Freund machte ein dummes Gesicht.

„Eine Nachschrift?" wiederholte er. Dann faltete er das Schreiben noch einmal auseinander und warf seine Blicke hinein wie ein paar Blitze. „Ha!" rief er gleich darauf, „da steht richtig ein Postscriptum!"

„Sehen Sie wohl!" triumphirte der Maler. „Lesen Sie schnell!"

„Laß um Gotteswillen den Hummer nicht sterben!" las Straube. Dann knitterte er aber den unglückseligen Brief noch einmal in seiner geballten Faust zusammen, murmelte einen wilden Fluch zwischen den Zähnen und machte einige Schritte, um davonzurasen.

Dem Maler schien eine schreckliche Befürchtung durch den Kopf zu fahren.

„Um Gotteswillen!" rief er, den falschen Onkel am Rockschoß festhaltend. „Bleiben Sie! — Wohin wollen Sie, rascher, unbesonnener Mann?"

„Ich will mir Schröpfköpfe ansetzen lassen!" schrie

Straube; „damit mir die Wuth nicht auf innere Theile schlägt.“

„Entsetzliche Ironie!“ sagte der Maler schreckenbleich, indem er den Worten einen blutigeren Sinn auferlegte.

„Reisen Sie mit Gott, und überlassen Sie mich meinem Schicksal!“ rief der Dicke mit einem Versuch, sich loszumachen.

„Aber ich kann ja nicht reisen,“ warf der Maler ein; „mir fehlt ja das Nothwendigste, das Unentbehrlichste, das...“

Straube schien plötzlich von einer Idee durchzuckt zu werden.

„Aha!“ sagte er, einen prüfenden Blick auf den Maler werfend. „Ich verstehe Sie; es könnte regnen und Sie haben keinen Schirm. Wollen Sie mir meinen abkaufen?“

Briese machte ein verdutztes Gesicht.

„Er ist noch so gut wie neu,“ fuhr Straube fort, „ich will ihn Ihnen aus Gefälligkeit ablassen. — Für fünf Thaler sollen Sie ihn haben.“

Briese schien nicht recht zu wissen, wie er sich in diesem schwierigen Fall benehmen sollte.

„Er ist so groß, daß er bequem für zwei Personen ausreicht, sehen Sie nur einmal her!“ sprach Straube weiter. Und damit spannte er den Schirm, um ihm zu zeigen, auf, und wollte ihn eben über seinen Kopf halten,

als etwas Schweres aus demselben heraus und auf die Erde fiel.

„Ein Portemonnaie!“ rief der Maler, den Gegenstand aufhebend.

Straube riß es ihm schnell aus der Hand, betrachtete es eine ganze Weile schweigend, öffnete es, zählte den Inhalt und schüttelte dann lächelnd und verwundert zu gleicher Zeit den Kopf.

„Na, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen,“ brummelte er dann vor sich hin. „Ist mir das Portemonnaie in den Regenschirm gefallen und ich werde beinahe wahnsinnig aus Angst, daß ich kein Geld habe.“ Und dann fiel er plötzlich dem Landschaftsmaler um den Hals, drückte ihn an sein Herz, daß der arme junge Mann ganz blau im Gesicht wurde und wollte darauf zum dritten Mal aus dem Zimmer rasen.

„Halt!“ rief Briese, mit schnellem Entschluß den falschen Onkel noch einmal festhaltend. „Erst müssen Sie mir sagen, wo Ihre Nichte ist!“

„Unsinn!“ rief Straube. „Lassen Sie mich jetzt zufrieden mit Ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen. Ich bin gar nicht ihr Onkel.“

„Sie sind gar nicht mein Onkel?“ fragte der Maler erstaunt. „Dann sind Sie aber ein Betrüger,“ fuhr er dann sehr ernst werdend fort. „Erst haben Sie mir Hoffnungen gemacht, mein Herr, und nun brechen Sie

mir das Herz? Aber das soll Ihnen nicht ungestraft hingehen. Sie werden mir Rechenschaft geben über Ihr Betragen; Sie werden sich mit mir schlagen!“

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit!“ schrie Straube. „Lassen Sie mich los und kneifen Sie mich nicht. — Ich muß ja fort; ich will mich ja verheirathen!“

„Das können Sie später thun, wenn Sie wollen,“ entgegnete der Maler in großer Aufregung. „Bis ich Ihre Nichte wiedergefunden habe, bleiben Sie hier mein Gefangener auf Ehrenwort, sonst müssen Sie ohne Gnade und Barmherzigkeit vor's Messer. — Geben Sie mir Ihr Wort, dies Zimmer nicht zu verlassen; ja oder nein?“

„Ja!“ hauchte Straube, kraftlos auf einen Stuhl sinkend. „Gehen Sie mit Gott und kommen Sie vor allen Dingen bald wieder, denn ich bin außerordentlich pressirt.“

„Ich gehe zuerst auf die Post und erkundige mich, ob man dort nichts von ihr weiß,“ sagte der Maler, „und nachher suche ich die ganze Stadt durch, bis ich sie gefunden habe.“ Und damit eilte er aus dem Zimmer, als wenn er seiner Seligkeit nachliefe.

„Ist das ein unausstehlicher Kerl,“ ächzte Straube, seine kurzen Beine von sich streckend, wie ein Mensch, der sich vorläufig in sein Schicksal ergeben hat. Dann ließ er die Arme schlaff an dem Körper herrabhängen und schloß die Augen.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Wenn ich den Moment benutzte, um zu entwischen," dachte ich hinter meinem Ofen hervorlugend. „Wie lange wird es dauern, dann stürmt der Maler wieder herein und ich sitze von Neuem in der Klemme." Und damit machte ich ganz vorsichtig einige leise Schritte, deren jeder mir in den steifgestandenen Hüften wehthat, und wollte eben um die Ecke des Ofens biegen, als ich die Thüre knarren hörte. Mit einer schnellen Rückwärtsbewegung stand ich wieder gedeckt.

„Da hat ihn der Teufel richtig schon wieder," fluchte ich in meinem Innern; „heute scheint sich mein Schicksal nicht ändern zu wollen."

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich durch meine Ofenspalte statt des rasenden Malers die junge Dame erblickte, hinter welcher die Gustel deren Koffer wieder in's Zimmer schleppte.

Straube war bei dem Geräusch ebenfalls aufgesprungen und starrte die unerwartete Erscheinung ebenso verwundert an wie ich.

„Wo kommen Sie denn schon wieder her?" fragte er ziemlich ungalant, indem er sogar vergaß, den Hut abzunehmen.

„Das ist ein eigenes Schicksal, das mich heute verfolgt," entgegnete die Dame ziemlich niedergeschlagen; „es war ganz richtig bei dem Fuhrmann bestellt worden, aber er sagte, er wäre mit Willen nicht gekommen, weil er

vorgestern auch schon vergebens hier vorgefahren und zum Narren gehalten sei. — Es ist ein abscheulich grober und eigensinniger Mensch, der nun gar nicht fahren will."

Straube schien sich getroffen zu fühlen, aber er erwähnte nichts von seinem eigenen Abenteuer mit dem Kutscher.

Die Gustel stellte den Koffer an die Erde und begann dann eiligst den Tisch zu decken, um die versäumte Zeit nachzuholen.

„Meine hochverehrte Dame," begann dann Straube, indem er sich an die jetzt bereits bekannte Unbekannte wandte. „Ich habe Ihnen vorhin einen Gefallen gethan, indem ich mich bereit finden ließ, Ihren Onkel zu spielen, wodurch ich in eine schreckliche Verlegenheit gerathen bin. Ich könnte jetzt der glücklichste Mensch unter der Sonne sein, denn ich habe auf eine wunderbare Weise mein Geld wiedergefunden und meiner sofortigen Abreise steht nichts mehr entgegen. Nun ist aber der junge Maler ganz wüthend darüber geworden, daß ich mich für einen Onkel ausgegeben habe, der ich nicht bin; er ist rasend in Sie verliebt und wüthet in der Stadt umher, um Sie zu suchen, während er mich h'er auf Ehrenwort gefangen gesetzt hat, und wenn er Sie nicht findet, dann will er sich mit mir schlagen, weil er mich beim Wort hält. Ich habe ihm Ihre Hand zugesagt und wenn er sie nun nicht bekommt, dann schneidet er mir die Kehle ab. —

Was hilft es mir denn dann, daß ich mein Geld wieder=gefunden habe?“

Die junge Dame erröthete und lächelte.

„Aber was soll ich denn für Sie thun?“ fragte sie mit sanfter Stimme.

„Mir einen Gegendienst erweisen und ihn heirathen!“ rief Straube.

„Aber wie ist denn das möglich?“ sagte die Dame mit etwas unsicher gespielter Entrüstung.

„Weßhalb sollte es denn nicht möglich sein?“ flehte Straube. „Ich versichere Sie, es giebt nur dieses eine Mittel, ihn zu besänftigen. Nur Sie allein können mich retten, denn er ist verliebt in Sie wie ein Wahnsinniger; geben Sie ihm doch wenigstens eine ganz kleine Hoffnung. Das kann Ihnen doch auch gar nicht so schwer werden, es ist ja ein ganz reizender, netter Mensch, sechsundzwanzig Jahre alt, der einzige Sohn seines Vaters, bedeutendes Talent für Landschaftsmalerei; auf der letzten Kunstaus=stellung hat ein Bild von ihm enorm gefallen; vermag denn das Alles Sie auch nicht ein ganz kleines Bischen zu rühren. Bitte, bitte, hochverehrte Dame, seien Sie doch nicht so hartherzig und machen Sie zwei Menschen mit einem kleinen Wörtchen glücklich!“

Der gute Straube trocknete sich den Schweiß von der Stirn und sah die Dame bittend an. Es that mir eigentlich recht leid, obgleich er sein Loos halb und halb verdiente.

Da ging die Thüre auf, und der Maler, den ich schon früher erwartet hatte, stürzte in's Zimmer und blieb bei dem Anblick seiner Geliebten eine Weile sprachlos stehen.

„Gott sei Dank, da ist er selbst," sagte Straube, den jungen Mann zu der Dame heranziehend. „Sehen Sie ihm in die Augen, hochverehrtes Fräulein, da werden Sie Alles bestätigt finden, was ich Ihnen gesagt habe."

Die Schöne schaute aber dem Maler nicht in die Augen, sondern schlug im Gegentheil die ihren nieder.

„Sparen Sie Ihre Worte," sagte sie endlich unter dem Einfluß eines kräftigen Entschlusses; „ich bin augenblicklich nicht Herrin meiner selbst, ich stehe unter der Herrschaft einer, wenn auch nicht endgültigen, Verpflichtung."

Der arme Maler wurde ganz blaß, als er die letzten Worte hörte und blickte seine Angebetete mit stummer Frage an.

„Ja, dann kann ich doch auch weiter nichts dabei thun!" wandte sich Straube achselzuckend an den jungen Menschen. „Bei dem Worte „Verpflichtungen" fällt es mir aber auch schwer auf die Seele, daß ich ebenfalls Verpflichtungen zu erfüllen habe, die ich bereits neunundsechzig Stunden nutzlos vernachlässigt. Ich habe also die Ehre, mich den Herrschaften angelegentlich zu empfehlen; ich muß jetzt schleunigst fort und mir Extrapost nach Parchau bestellen, da der eigensinnige Kutscher mich erst recht nicht wird fahren wollen."

„Nach Parchau wollen Sie?“ fragte die junge Dame schnell und erstaunt.

„Zu dienen,“ entgegnete Straube freundlich; „und zwar um mich zu verheirathen mit der Tochter eines Kaufmanns, eines alten Dummkopfs, der schon wüthend sein wird über meine Verspätung.“

„Und darf man den Namen des alten Dummkopfs wissen?“ fragte die Dame mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Klinkert,“ antwortete Straube. „Sollte Ihnen der Name vielleicht bekannt sein?“

Die Dame zuckte zusammen, und der Maler schien jetzt die Entdeckung zu machen, die ich schon lange gemacht hatte, denn er sah erst leuchtend die Geliebte und dann lächelnd Herrn Straube an.

„Die Tochter ist allerdings Wittwe,“ erzählte der Letztere weiter; „aber das schadet nichts, ihre harten Thaler machen Alles wieder gut.“

Die Dame erröthete tief und warf einen schnellen verstohlenen Blick auf den Maler, der ebenfalls vor Unwillen erglühte, aber dann seine Augen so vielsagend und liebevoll auf sie richtete, daß sie sofort die Ueberzeugung gewonnen zu haben schien, daß er ebenso echt sei, wie der Andere sich als unecht erwies.“

„Nicht war, ein ausgezeichnetes Geschäft?“ fuhr Straube fort, der nun einmal im Zuge war, sich selbst zu verrathen.

„Ganz vortrefflich," entgegnete die Dame mit feiner Ironie; „und ich bin entzückt, noch rechtzeitig die Bekanntschaft eines vollendeten Kaufmanns gemacht zu haben."

„Zu gütig... ebenfalls außerordentlich erfreut," entgegnete Straube, der das Anzügliche in dem Satz überhört zu haben schien. „Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen beim Scheiden noch vorstelle; mein Name ist Straube!"

In dem Antlitz der Dame blitzte es noch einmal auf.

„Ah! Sollte ich vielleicht die Ehre haben, von Ihnen per Renommé gekannt zu sein?" fragte der Dicke.

„Nein," entgegnete die junge Frau; „ich hatte bisher nicht das Vergnügen, habe Sie jedoch in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins so vollständig kennen gelernt, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meine Bewunderung zu zollen!"

„Viel zu gütig, viel zu gütig!" sagte Straube geschmeichelt. „Leider ist es mir unmöglich, länger in Ihrer werthen Gesellschaft zu bleiben, denn eine süße Pflicht ruft mir nach Parchau."

„Glückliche Reise!" sagte lächelnd die Dame.

„Bleiben Sie noch länger in diesem angenehmen Gasthofe?" fragte Straube, nachdem er der Gustel aufgetragen, seine Effekten dem Hausknecht zu übergeben.

„O nein," entgegnete die Angeredete; „ich kehre mit der nächsten Gelegenheit nach Berlin zurück."

In dem Gesichte des Malers loderte ein förmliches Freudenfeuer auf.

„Ich fahre auch mit der nächsten Gelegenheit nach Berlin zurück!“ rief er aus.

Ueber die Züge der jungen Dame lagerte sich ein verschämtes Erröthen, das der Maler sich nicht zu seinen Ungunsten zu deuten schien.

„Wünsche beiderseits eine recht angenehme Fahrt,“ sagte mein Freund Straube, indem er eine höfliche Verbeugung machte.

„Wenn Sie meine Extrapost benutzen wollen, steht sie Ihnen zu Diensten,“ wandte sich der Maler an ihn. „Der Wagen steht bereits angespannt vor der Thüre.“

„Zu gütig... ich werde so frei sein,“ entgegnete Straube; dann trug er der Gustel auf, mich noch freundlich zu grüßen und verließ das Zimmer.

Ich habe den trefflichen Mann nie wiedergesehen.

Als die beiden jungen Leute nun allein waren, entstand natürlich eine verlegene Pause.

Der Maler wollte dann seine Liebeserklärungen wieder beginnen; sie entzog sich denselben jedoch auf eine sehr taktvolle Art, indem sie sagte, daß sie nun in ihr Zimmer gehen müsse, um ihren Vater ausführlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Als sie verschwunden war, verschwand der Maler

ebenfalls, wahrscheinlich um sich draußen von den gehabten Aufregungen abzukühlen.

Und als sie Beide weg waren, kam ich endlich steifbeinig hinter meinem Ofen hervor und setzte mich an den gedeckten Tisch, um mich zu stärken nach den ausgestandenen Drangsalen.

Nachdem sich noch ein Provisor und ein Postsekretär zu mir gesellt hatten, brachte Gustel die dampfende Suppen-Terrine und der Provisor legte Jedem vor.

Nachher gab es, wie gewöhnlich an den Gasttafeln kleiner Städte, aufgewärmten Kalbsbraten mit Backpflaumen und Gurkensalat, dazu trank ich eine halbe Flasche Rothwein, die ihren Namen mit Unrecht führte, denn sie war blau und schmeckte wie eine Bowle von Essig und Dinte.

Nachdem ich mich vollgeschwelgt mit Speis und Trank, wünschte ich dem Provisor und dem Postsekretär eine gesegnete Mahlzeit, was man bei einem solchen Essen der Vorsicht wegen nie unterlassen muß, und ging an meine Geschäfte, die jedoch bald beendet waren, denn in Polkwitz kann kein Mensch lange zu thun haben, er müßte denn Polkwitzer-Streiche suchen, die er schwerlich finden dürfte.

Als ich in die „drei Mohren“ zurückkam, erzählte mir die Gustel, daß der Maler und die junge Dame mit der Post nach Klopschen gefahren wären; er hätte aber in der rechten Ecke gesessen und sie in der linken, und weiter sei kein Passagier drinnen gewesen.

Jedenfalls hatte sich aber wohl der kleine blinde Passagier Amor mit hineingeschlichen. Als der Abend über die Erde dunkelte, fuhr ich mit der Post in der entgegengesetzten Richtung nach Lüben ab, wo ich im „Grünen Baum" die Nacht blieb, und am andern Morgen nach Liegnitz reiste.

Als ich nach einigen Tagen durch Polkwitz zurückfuhr, erzählte mir die Gustel, daß mein Freund Straube auch wieder durchgekommen sei; aber er habe sehr wüthend ausgesehen, und ihr eine kleine Kiste zum Andenken geschenkt, und als sie das Ding aufgemacht habe, sei ein todter Krebs darin gewesen, so groß wie sie ihn noch nie zuvor gesehen.

Auch ich kam wieder heim nach Berlin und hatte das Stück Dichtung und Wahrheit aus Polkwitz längst vergessen, als ich ungefähr ein Jahr darauf durch die weiten Säle der Kunstausstellung schlenderte.

Da schlug plötzlich eine Stimme an mein Ohr, die mir bekannt vorkam. Ich wendete mich nach der Richtung hin und sah einen Herrn und eine Dame vor einem unscheinbaren Bilde stehen, das jedoch ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse in hohem Grade in Anspruch zu nehmen schien. Ich trat unwillkürlich näher heran, um zu hören, was sie sprachen. Die Stimmen kamen mir bekannt vor, aber ich wußte doch nicht recht, wo ich sie hinbringen sollte. Eine Stimme vergißt sich ohnehin weit leichter, als ein Gesicht.

„Das ist ja ein ganz reizendes Bild," sagte da das weibliche Organ. „Ich muß doch einmal nachsehen, von wem es ist." Und dann blätterte sie leise kichernd in ihrem Katalog umher und las endlich mit wiedergefundenem Ernst und ziemlich lauter Stimme, daß die Nebenstehenden sich nach ihr umblickten: „Ein Blumenkörbchen von Julius Briese."

Wie ein Blitz schoß mir der Name durch den Kopf. Schnell trat auch ich an das Bild heran und erkannte sogleich den Landschaftsmaler und an seinem Arm die aufgeregte Dame aus den „drei Mohren" zu Polkwitz. Sie sahen mich nicht und ich ließ sie ebenfalls unangeredet sich entfernen. Als sie aber eine Weile fort waren, betrachtete ich mir das Blumenkörbchen genauer, und siehe da, unten in der rechten Ecke, in dem Kelch eines frommen Veilchens, entdeckte ich zwei verschlungene Buchstaben: J. und B.

„Also sie haben sich doch richtig gekriegt," dachte ich bei mir, „und sind folglich jetzt sehr glücklich. — Der Himmel belohne sie dauernd mit diesem Gnadengeschenk!"

Später habe ich sie nie wiedergesehen; aber jedesmal, wenn ich in den „drei Mohren" zu Polkwitz aufgeschwitzten Kalbsbraten mit Backpflaumen und Gurkensalat esse, fällt mir die närrische Geschichte ein.

3.

Ein fehlendes Möbel.

Ein fehlendes Möbel.

Es ist im Allgemeinen nicht gut, wenn ältere Männer junge Mädchen heirathen, weil die Ansprüche an das Leben zu verschieden sind. Der Mann hat bereits gelebt und sehnt sich nach Ruhe, die Frau will erst anfangen zu leben und hascht nach Bewegung; daraus entsteht gleich ein gefährlicher Zwiespalt. Entweder folgt der müde Mann seiner lebenslustigen Frau auf Bälle, in Concerte, Theater 2c., oder die lebenslustige Frau bleibt bei dem müden Mann zu Hause, das ist Eines grade so schlimm, wie das Andere. Man sagt zwar, ein junges Mädchen schmiege sich lieber und vertrauensvoller an einen festen gereiften Mann als an einen schwankenden Jüngling, wir möchten aber dennoch behaupten, daß jene jungen Mädchen eigentlich keine jungen Mädchen mehr sind, wenigstens was den Geist anbetrifft. Gleich und gleich paßt immer am besten zusammen. Auf wahre, feurige, schwärmerische Liebe hat

ein älterer Mann keine Ansprüche mehr, weil er sie selber nicht mehr empfindet. Das junge Weib wird ihn immer mehr als väterlichen Freund betrachten, nie als den Mann ihrer Liebe, mit dem es doch wenigstens eine Zeitlang phantasieren und schwärmen kann. Aus den vorerwähnten Uebelständen entstehen Klippen, an denen manches Lebesschiff zerschellt; manchmal kommt man auch glücklich daran vorbei, wenn man das Steuer gut zu lenken vesteht, oder wenn ein günstiger Stern über unserem Haupte funkelt. Es ist also nicht gut, wenn ältere Männer junge Mädchen heirathen, sind diese älteren Männer aber obenein Gelehrte, oder gar Aerzte, dann wird die Sache noch schlimmer. Ein Arzt hat, einem poetischen weiblichen Wesen gegenüber, stets etwas unsympatisches, beinahe verletzendes. Die junge Frau muß ja vollständig mit aller Eifersucht abschließen, wo aber gar keine Anwandlung von Eifersucht ist, da kann auch keine ordentliche Liebe sein. Diese Wahrheiten hatte der Doctor Schröderheim sehr gut empfunden, als er sich um die sechzehnjährige Tochter der Geheimräthin Kallenberg bewarb, und deßhalb war er schon vorher mit sich einig, sofort seine Praxis niederzulegen, wenn er das Jawort erhielte. Und so geschah es denn auch. Die Frau Geheimräthin, eine kluge und verständige Dame von etwas über vierzig Jahren, hatte gedacht, der Doctor Schröderheim ist ein vortrefflicher, allgemein geachteter Mann, er wird meiner kleinen, unerfahrenen

Minna eine bessere Stütze sein, als ein junger Fant, die Vermögensverhältnisse sind auf beiden Seiten günstig, beide Leutchen empfinden eine aufrichtige Zuneigung für einander, das wären die Hauptsachen. Daß der Doctor seine Praxis aufgeben wollte, war der Geheimräthin eigentlich nicht ganz recht; denn unbeschäftigte Männer kommen oft auf abschüssige Bahnen, auch die Verschiedenheit des Alters, er über die Vierzig hinaus, sie noch lange nicht zwanzig, gab zu bedenken; aber Minna hatte eigentlich noch keine anderen Männer gesehen; nachdem der Vater früh gestorben, blieb sie mit der Minna auf dem kleinen Gütchen in völliger Zurückgezogenheit wohnen, so daß Schröderheim, mit seinen Vorzügen des Geistes und Körpers, nur einen sehr günstigen Eindruck auf das junge, leichtempfängliche Gemüth machen mußte. Die Hochzeit fand statt, beide Gatten gingen auf sechs Monate nach Italien, kehrten glücklich und freudestrahlend heim, wohnten einen Winter in Berlin und genossen die Vergnügungen der Residenz nach Herzenslust. Als das Frühjahr herankam, äußerte Schröderheim den leisen Wunsch nach der poetischen Ruhe des Landlebens, Minna ging mit Freuden darauf ein und die Frau Geheimräthin war es ebenfalls zufrieden, übergab ihnen das kleine Gut Bergwitz, beging aber nicht den großen Fehler der meisten, Wittwen gewordener, Schwiegermütter, bei ihnen zu bleiben, sondern zog nach Berlin in die vacante Wohnung ihrer Kinder. Schrei-

ben that sie auch nicht übermäßig viel, weil dadurch in der Regel eine Geheimnißkrämerei hinter dem Rücken des Gatten entsteht, die Mama will alles Mögliche wissen, die junge Frau kommt allmälig in's Erzählen, die Mama räth dann dies und räth dann das, und ehe man es sich versieht, sind Offenheit und Vertrauen fort, und Verstellung und Spionage an deren Stelle getreten. Deshalb schrieb die Geheimräthin Kallenberg nur das Nothwendige, und was die Besuche anbetraf, hatte sie sich fest vorgenommen, jährlich einmal auf kurze Zeit zu kommen. Im Anfang lebten die Gatten ganz vortrefflich auf dem Lande, und wenn auch zwischen dem Doctor und der alten Christiane oft ein kleiner Krieg stattfand, so trug der eigentlich mehr zur Erheiterung bei als zum Verdruß. Die alte Christiane war nämlich schon Stubenmädchen in Bergwitz gewesen, als die Frau Geheimräthin geboren wurde, die kleine Minna hatte sie ebenfalls aufwachsen sehen, und deshalb konnte sie sich immer noch nicht daran gewöhnen, sie Madame oder Frau zu nennen, sondern blieb hartnäckig bei ihrem altgewohnten „Fräulein“. Was den Doctor betraf, so betrachtete sie ihn als unberechtigten Eindringling in die Familie, der einen Raub an ihrem Eigenthum begangen. Diese kleinen Streitigkeiten abgerechnet lebte man in tiefer, beinahe zu tiefer Ruhe in Bergwitz. Wie die Katze nicht vom Mausen läßt, so entsagen die Gelehrten selten ihrem Studium. Im Anfang hatte

Schröderheim einiges Intresse für die Landwirthschaft gezeigt, dann war es ihm aber bald langweilig geworden, er zog sich immer mehr und mehr in sein Arbeitszimmer zurück, beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Darvinismus und kaufte immer einen Affen über den andern, um seine anatomischen Studien an ihnen zu machen.

Minna empfand wohl schmerzlich die Umwandlung ihres Gatten, aber sie ließ es sich nicht merken, sondern duldete vorläufig noch schweigend. Um nicht gar zu viel allein zu sein, ließ sie die unentbehrlichen Möbel aus ihrem Salon in das Studirzimmer ihres Mannes bringen, das zuletzt durch die liebe Gewohnheit auch Eß- und Schlafgemach wurde. So war man wenigstens immer beieinander. Wenn der Doctor einen großen, schweinsledernen Folianten vor sich hatte, lag Minna gewöhnlich auf dem Sopha und schlief oder träumte. Sie vergaß sogar zu ihrer früheren Gespielin zu gehen, der blonden Liese, die in einem Alter mit ihr war und einen kleinen Eigenthümer im Dorf geheirathet hatte, und wenn ein Nachbar, Herr von Thonfeld, nicht manchmal zum Besuch gekommen wäre, hätte die junge Frau monatelang kein fremdes Gesicht geschaut. Herr von Thonfeld war ein angenehmer gebildeter junger Mann; anfänglich kam er hauptsächlich des Doctors wegen, als dieser jedoch mehr und mehr unzugänglich wurde, begann er mit der jungen Frau sich zu unterhalten, und da man durch sein Geplauder den Herrn

Gemahl sichtlich störte, machte man, um dem Uebelstande abzuhelfen, eine Promenade durch den Park, zum größten Aerger der alten Christiane, die eine geschworene Feindin des Herrn Thonfeld war. Schröderheim bekümmerte sich um gar nichts, er ließ seine Frau mit dem jungen Mann spazierengehen, und wenn auch bisjetzt durchaus kein Grund zur Besorgniß war, so hätte eine rechtzeitig warnende Stimme doch immerhin nicht schaden können. So standen die Sachen, als die Geheimräthin zum ersten Besuch nach Bergwitz kam. Sie fand ihre Kinder ziemlich bedeutend verändert, sagte aber nichts, weil sie sich nicht zu früh in ihre Verhältnisse mischen wollte. Nachdem sie, während eines achttägigen Aufenthalts auch keine beunruhigende Veranlassung zu dem Umschlag in der Stimmung gefunden, beschloß sie wieder abzureisen. Herrn von Thonfeld hatte sie nicht einmal dem Namen nach kennen gelernt, sie konnte daher den kühlen Hauch, der jetzt das Haus durchwehte, nur auf Rechnung der ländlichen Monotonie schreiben. Immer allein miteinander, das konnte ja auch nicht gehen. — Ja, wenn wenigstens ein Kind gekommen wäre... kinderlose Ehen sind immer gefährlich für das häusliche Glück.

Eines Vormittags, es mochte um die elfte Stunde sein, saß der Doctor Schröderheim wie gewöhnlich in seinem Studirzimmer, hatte einen ungeheuren Folianten auf den Knieen und schien dermaßen in seine Lectüre ver-

tieft, daß er gar nicht merkte, was um ihn her geschah. Es geschah freilich auch nichts. Die kleine Minna lag auf dem Sopha und hatte die großen blauen Augen geschlossen; die beiden ausgestopften Affen auf dem Bücherspind machten immer dieselben langweiligen Gesichter, an dem Fenster, durch das man in den Park sah, summten einige Fliegen, sonst war es todtenstill in dem vollgestopften Zimmer und dem daranstoßenden Alcoven, durch dessen schwere, verschwiegene Portiere zwei weiße Betten schimmerten.

So war die Situation, als die Frau Geheimräthin eintrat. Nachdem sie mit eigenthümlichem Lächeln erst ihren Schwiegersohn und dann die schlafende Tochter angeblickt, schritt sie, ohne daß die geringste Notiz von ihr genommen ward, durch das Zimmer, setzte sich sich in den Fauteuil am Fenster und nahm ein Album in die Hand. Als sie alle die bekannten Bilder vor- und rückwärts durchgeblättert, legte sie es mit einem unvermeidlichen Geräusch wieder auf den Tisch.

„Ach, Sie sind es, Mamachen!“ blickte Schröderheim mit blödem Auge von seinem Folianten auf; „Sie zeichnen wohl wieder, nicht wahr?“

„Nein,“ entgegnete die Geheimräthin, in leichtem Humor; „ich wartete, bis Jemand von Euch mich bemerken würde...“

„Sehr hübsch von Ihnen,“ nickte der Schwiegersohn freundlich und senkte das Haupt wieder auf den Folianten.

„Minna ist doch nicht krank?“ fragte die Geheimräthin nach einer Weile... „ich dächte, sie sähe blaß aus...“

„J, Gott bewahre!“ schüttelte der Gemahl, ohne aufzublicken, den Kopf; „sie ist in der letzten Zeit ein bischen nervös gewesen... kleine Magenverstimmungen... aber es hat nichts zu sagen... ich habe sie ja stets unter Augen... ich bin ja Arzt...“

„Richtig,“ lächelte die Mama; „das vergesse ich immer... nehmen Sie es nicht übel... Sie practiciren ja nicht mehr...“

„Nein... dafür studire ich.“

„Hauptsächlich Affen... nicht wahr?“

„Allerdings, um die Menschen besser kennen zu lernen.“

„Dann hat Ihre Wissenschaft nur Nutzen für Sie selber.“

„Freilich, sie schadet aber auch nicht Andern.“

„Sie heilen keinen Kranken.“

„Ich tödte aber auch keinen, liebe Mama.“

„Lassen wir das,“ winkte diese mit der Hand; „im Wortgefecht bleiben Sie stets Sieger; Sie sind also vollkommen überzeugt, daß Minna sich wohl befindet?“

„Vollkommen!“ nickte Schröderheim.

„Sie sprachen doch aber von Magenverstimmungen?“

„Mein lieber Gott, das kann ja einmal vorkommen... sie hat dabei den besten Appetit von der Welt... und einen Schlaf... Sie sehen ja..."

Die Geheimräthin warf einen langen, beobachtenden Blick auf ihre Tochter. „Allerdings," senkte sie dann die Stimme... „sie schläft... wir wollen leiser sprechen, um sie nicht zu wecken. — Ich möchte Sie nämlich um eine Gefälligkeit bitten, lieber Paul,... Sie kennen doch die blonde Liese?"

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Nicht?" fuhr die Mama fort; „dann lassen Sie sich erzählen. — Die blonde Liese war Minna's Spielgefährtin... jetzt ist Sie an einen Eigenthümer verheirathet, der kaum hundert Schritte von hier wohnt... als ich der jungen Frau vorhin bei einem Gang durch's Dorf begegnete, fand ich sie so schwach, so bleich und besorgnißerregend, daß ich vor meiner Abreise gern wissen möchte, wie es eigentlich mit ihr steht."

„Sie wollen also wirklich fort?"

„Ganz gewiß; ich trotze jeder Ueberredungskunst; die Ehen zu Dreien taugen nicht, namentlich wenn der oder die Dritte eine Schwiegermutter ist. Ich weiß, daß Sie mir aufrichtig zugethan sind, wenn ich aber immer, oder nur lange mit Ihnen zusammen wäre, würden Sie mich bald verabscheuen. Schütteln Sie nicht den Kopf darüber, Sie sind viel zu gelehrt, um solche Dinge beurtheilen zu

können. Nach Eurer Hochzeit habe ich Euch ganz allein nach Italien reisen lassen, den vorigen Winter habt Ihr ohne mich in Berlin gelebt, jetzt seid Ihr wieder ungestört. — Das die Gründe, weshalb wir so gute Freunde geblieben sind."

„Oh..." machte der Doctor lächelnd; „Sie glauben also, daß mit mir so schwer zu leben ist?"

„Durchaus nicht... aber mit mir. — Ich habe fast mein ganzes Leben hier in Bergwitz gewohnt, nun ist es aber genug. Alle Leute im Dorf kennen mich, die alten Bäume haben mich aufwachsen sehen, wie ich die jüngeren emporstreben sah. Jede Aenderung, die Sie hier vornehmen, verletzt mich. Dies Zimmer, in dem ich so lange geschlafen, haucht mich fremdartig an. Dort stand mein Bett. Die alten Möbel haben Sie auf den Boden bringen lassen, und die neuen gefallen mir nicht. Je hübscher alles geworden ist, desto trüber stimmt es mich. Ich glaube mich unter lauter Fremdlingen zu befinden, die mich fragen, wer ich bin und was ich hier will. Lieber in's Exil. Es kommt aber noch mehr hinzu, um den Aufenthalt hier nicht angenehm zu machen. Frühzeitig Wittwe geworden, hatte ich mich an's Befehlen gewöhnt, und die Passion könnte wiederkommen. Das wäre schlimm... und die Leute scheinen auch Alle bereit, mir zu gehorchen, namentlich die alte Christiane, die mich hier weit lieber herrschen sähe, als Sie, mein lieber Schwiegersohn."

Ehe dieser Zeit hatte, eine Gegenbemerkung zu machen, ging die Thür auf und, wie lupus in fabula, kam die langjährige Dienerin, augenscheinlich schlechter Laune, in's Zimmer.

„Frau Geheimräthin," wandte sie sich, mit gänzlicher Uebergehung ihres jetzigen Herrn, an Jene; „der Herr von Thonfeld wünscht unserem Fräulein seine Aufwartung zu machen."

Die Schwiegermama warf ihrem Sohn einen bezeichnenden Blick zu, als wenn sie sagen wollte: „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte!"

Der Doctor schien im ersten Moment unangenehm berührt; dann aber, um seine Rechte geltend zu machen, wandte er sich mit sanfter, gütiger Stimme an die alte Dienerin.

„Meine liebe Christiane," sagte er; „willst Du mir wohl einen Gefallen thun?"

„Nun?" machte diese, unwirsch.

„Dann bitte ich Dich, meine Frau nicht mehr Fräulein zu nennen... ich habe Dich schon öfter darauf aufmerksam gemacht."

Das Mädchen bekam einen rothen Kopf vor Aerger und zuckte beleidigt die Achseln.

„Da sehen Sie, wie man hier behandelt wird, Frau Geheimräthin!"

„Nun, ich dächte doch wirklich, mit äußerster Milde und Sanftmuth;“ sagte Schröderheim.

„So!“ eiferte die alte Dienerin weiter ... „mit äußerster Milde und Sanftmuth! — Giebt es denn gar keine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden? — Liebe einzige Frau Geheimräthin, ich habe erst Sie, mit schuldigem Respect geboren werden sehen und dann die kleine Minna, die unterdeß groß geworden ist. Da kommt eines Tages ein Herr, den ich gar nicht kenne und schnappt mir mein Engelchen vor der Nase weg. — Mag ja ein guter Mann sein ... will ihm auch durchaus nichts Böses nachsagen ... aber unordentlich, Frau Geheimräthin ... sehen Sie doch nur selbst ... überall Bücher, auf Tischen und Stühlen ... Affen auf den Spinden und in den Spinden ... und dann ist er auch gar nicht 'mal aus unserer Gegend, Frau Geheimräthin ... und dennoch hat er mir unser Fräulein weggenommen und verbietet mir, sie zu nennen, wie ich sie immer genannt habe ... na, wenn das nicht eine schlechte Behandlung ist, Frau Geheimräthin ...“

„Er ist doch aber jetzt der Herr, schüttelte diese den Kopf.“

„Na ja, das ist es ja eben ... das läßt er Einen ja auch überall fühlen ... was soll ich also Herrn von Thonfeld antworten, Frau Geheimräthin?“

„Sage ihm, die gnädige Frau schliefe.“

Christiane wollte mit dem Bescheid abgehen, als Schröderheim sie durch eine Geste zurückhielt; gleichzeitig

machte Minna, jedoch ohne daß es bemerkt wurde, eine Bewegung, wie wenn sie sich erheben wollte, gab aber ihr Vorhaben sofort auf und blieb liegen, nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt das Gesicht der Wand zukehrte.

„Was wünschten Sie, lieber Schwiegersohn?“ sagte die Geheimräthin zu diesem; „Sie haben Ihre Frau eingeschläfert; halten Sie es vielleicht für passend, daß ein Anderer sie erwecke? Wer ist denn übrigens dieser Herr von Thonfeld... ich habe seinen Namen bis jetzt nicht nennen hören.“

„Ein Nachbar, der uns zuweilen besucht,“ entgegnete Schröderheim.

„Jawohl, der uns sehr oft besucht;“ kehrte Christiane, sofort in Eifer gerathend, wieder um; „das hat mir schon lange nicht gefallen, Frau Geheimräthin, kommt da, mir nichts dir nichts, von seinem Gut herüber galoppirt, läßt sein Pferd in unseren Stall bringen, befiehlt mir, ihn beim Fräulein zu melden und dann geht er zwei Stunden mit ihr spazieren. Weßhalb unterhält er sich denn nicht mit dem... Herrn? — Aber der bleibt ruhig bei seinem dicken Buch und bekümmert sich um die ganze Welt nicht. — Na, ich werde also Herrn von Thonfeld sagen, das gnädige Fräulein schliefen ... nicht wahr, Frau Geheimräthin.“

Diese nickte, und Christiane entfernte sich, als wenn sie einen kleinen Triumph errungen.

Ist das wahr, was das Mädchen eben erzählte?“ blickte die Mama ihren Schwiegersohn an.

„Ja,“ sagte dieser; „allerdings... Thonfeld ist ein netter, liebenswürdiger Mensch... Minna mag ihn gern... er erzählt ihr von seinen Reisen...“

Die Geheimräthin wiegte mißbilligend den Kopf.

„Minna ist noch so jung,“ fuhr Schröderheim fort, ohne es zu bemerken; „was soll sie machen, während ich studire? Theilnehmen kann sie doch nicht an meinen Arbeiten. Sie würde mich gar nicht verstehen, wenn ich ihr die Darwinsche Theorie auseinandersetzte.“

„Hm!“ unterbrach ihn die Mama, die einen Entschluß gefaßt zu haben schien und nun wieder zu ihrem leichten, humoristischen Ton überging; „Darwin... Darwin... ist das nicht der merkwürdige Mann, welcher behauptet, daß die Affen unsere Vorfahren seien? Oh, da thun Sie allerdings vollkommen Recht, Minna mit diesen Weisheiten zu verschonen... sie ist in der That zu jung dafür.“

„Nicht wahr,“ lächelte Schröderheim beifällig; „noch ganz Kind; aber das gefällt mir eben an ihr; sie entzückt mich durch ihr Geplauder, sie lullt mich in eine Ruhe, die mir innerlich wohlthut. Sie haben Recht, Mama, welch' Vergnügen es mir macht, zu sehen, wie sie bald dies Mützchen aufsetzt und bald jenes, wie sie ihr Haar mit frischen Blumen schmückt und vor kindlicher Ungeduld

manchmal gar nicht weiß, was sie beginnen soll. An dieser Jugend erhalte ich mich selber jung."

„Das heißt mit etwas anderen Worten, Minna ist Ihre Puppe," meinte die Geheimräthin.

„Sagen Sie lieber, mein Kind..."

„Oh... dazu ist sie wieder zu groß..."

„Nun," warf der Doctor ein; „wollen Sie, daß ich eine gelehrte Frau aus ihr mache, über die alle Welt lacht?"

„Das ist ja wieder zu weit gegangen, lieber Paul. Die Sache ist einfach die: Da Sie nicht den ganzen Tag mit ihrem Püppchen spielen können, so überlassen Sie es dem ersten, besten Nachbar, Ihre Frau zu zerstreuen, zu amüsiren, während Sie selber sich mit wichtigeren Dingen, der Anatomie der Affen, beschäftigen.. ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich Besorgniß hege, meiner Minna wegen."

„Ach!" wies Schröderheim ab; „wenn ich Ihnen sage, daß sie durchaus nicht krank ist... einen so festen Schlaf hat gar kein Kranker."

„Sie haben Recht," nickte die Geheimräthin mit einem ironischen Zug um den feingeschnittenen Mund; „ich will mich auch beruhigen, nun, bitte, legen Sie aber Ihren Folianten fort, nehmen Sie Ihren Hut und machen Sie der armen Liese einen ärztlichen Besuch. Sie erinnern sich doch noch?"

J, natürlich," erhob sich Schröderheim, der es allerdings schon wieder vergessen zu haben schien; „das

kranke Weib im Dorf... ich will sofort zu ihr... aber unter einer Bedingung, liebe Mama?“

„Nun?“ fragte diese lächelnd.

„Daß Sie noch nicht abreisen.“

„Nein, nein,“ schüttelte die Geheimräthin mit einer gewissen Energie den Kopf; „seien Sie ganz unbesorgt deßwegen.“

„Sie versprechen es mir also?“

„Oh, ich schwöre es Ihnen sogar, bei dem, was ich am allerliebsten habe auf der Welt!“

Der Doctor sah erst seine Schwiegermutter mit einem verwunderten Blick an, reichte ihr dann dankend die Haud, warf der noch immer schlafenden Minna eine Kußhand zu und verließ das Zimmer. Wenige Minuten darauf sah man ihn an dem Fenster vorbeigehen und sich im Gebüsch verlieren. Die Geheimräthin blickte ihm nach, bis er ganz hinter den grünen Zweigen verschwunden war, dann stand sie auf, machte einige Schritte nach dem Sopha zu und betrachtete mit einem eigenthümlichen Lächeln ihr schlafendes Kind.

„Minna!“ sagte sie dann, ganz leise.

Die junge Frau rührte sich nicht.

„Minna,“ fuhr die Geheimräthin fort; „thue doch nicht, als wenn Du mich nicht hörtest. Du schläfst ja schon eine ganze Zeit nicht mehr; wenigstens hast Du Deine Lage verändert.“

„Ach, Du bist es, liebe Mama," erhob sich Minna jetzt schnell zu einer sitzenden Stellung, während Jene an ihrer Seite Platz nahm und ihr die in Unordnung gerathenen Haare glatt strich; „Du merkst aber auch alles, liebe Mama."

„Und ich danke Gott dafür, daß ich noch manches zur rechten Zeit gemerkt habe," entgegnete die Geheimräthin ernst; „Du wirst wohl meine Unterhaltung mit Paul gehört haben... dieser Herr von Thonfeld..."

Bei Nennung dieses Namens sprang die junge Frau vom Sopha auf und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Also Du erklärst Dich ebenfalls gegen Herrn von Thonfeld," sagte sie, in heftiger Erregung; „die alte Christiane mag ihn auch nicht leiden und er ist ein so herzensguter, gebildeter Mensch..."

„Gebildeter als Dein Mann?" unterbrach sie die Mutter.

Das hieß vollends Oel ins Feuer gegossen, denn kaum war die Bemerkung heraus, als die kleine Frau sofort heftig zu schluchzen begann.

„Mein Mann?" rief sie mit thränenerstickter Stimme, „Du hast es ja gehört... ich bin ein Kind... eine Puppe, die nur zum Spielen gut ist... ich bin unglücklich, Mama."

Diese folgte der Tochter eine Weile mit besorgtem Blick.

„Minna!“ sagte sie dann, sanft und freundlich; „komm wieder hierher zu mir, setze Dich an meine Seite und blicke mir treu und ehrlich ins Auge, wie Du es oft gethan.“

Die junge Frau gehorchte und that, wie ihr geheißen.

„Weßhalb bist du unglücklich, mein Kind?“ nahm die Mutter ihre kleine Hand.

„Weil mich Paul nicht mehr liebt.“

„Bist du dessen auch ganz gewiß, mein Kind?“

„Ganz gewiß, liebe Mama. Oh, wenn Du wüßtest, wie er sich verändert hat. — Das erste Jahr, ja das war schön... die Reise nach Italien... wir genossen alles zusammen. Die Sonne, das Meer, die Blumen... die himmlischen Nächte auf den Lagunen... er fast immer an meiner Seite... las immer in meinen Augen, ob es mir auch Vergnügen machte...“

Die Mutter, der die trostreiche Gewißheit durch die Seele zog, daß in Minna's Herzen keine andere Liebe Platz gegriffen habe, konnte dem Gefühl plötzlich aufsteigender Freude nicht gebieten und schloß ihr Kind tiefbewegt an die treue Brust.

„Nach unserer Heimkehr, während des Winters in Berlin, hatte ich auch noch glückliche Momente,“ fuhr die Tochter nach einem Weilchen fort; „ich konnte Dich besuchen, wenn er zu seinen Freunden gegangen war, ich genoß auch noch manches mit ihm zusammen... aber

allmälig immer weniger; doch seit wir hier auf dem Lande sind, ist eine entsetzliche Veränderung mit ihm eingetreten. Er lebt nur noch in seinen Studien, wie Du es selbst gesehen hast. Da auf jenen Stuhl sitzt er sechs, sieben Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen, ohne mir einen freundlichen Blick zuzuwerfen, und ich liege hier auf dem Sopha und meine einzige Freunde sind die duftigen Blumen, die auf dem Grabe meiner schönen Vergangenheit blühen. — Was ist Dir denn, Mama... Du hörst mich wohl nicht?" schloß die junge Frau, als sie keine Erwiderung bekam.

„Ich habe Dich vollständig gehört," erwachte Jene aus einer Betrachtung; „Du thust mir leid, mein Kind, aber Du meinst die Sache wohl zu schwer... Du langweilst Dich, das ist die ganze Geschichte... mache Dir Bewegung... besuche die Liese im Dorf, plaudere mit ihr..."

Die junge Frau schüttelte traurig den hübschen Kopf.

„Meinen Kummer könnte ich ihr doch nicht mittheilen," sagte sie; „und dann würde mich der Anblick ihres stillen Glückes auch noch trauriger machen... ihr Mann ist kein Gelehrter, sondern ein einfacher Landmann, immer an ihrer Seite..."

„Hm!" machte die Geheimräthin; so idyllisch mußt Du das Verhältniß aber nicht auffassen... der Mann geht Morgens in aller Frühe auf's Feld zu seiner Arbeit,

Mittags bringt sie ihm das Essen heraus und am späten Abend kehrt er erst wieder heim."

„Oh, welch' schönes Leben!" exaltirte sich die junge Frau; „sie kann ihm folgen in das wogende Korn, die Garben binden, die er gemäht, und Abends treten sie Arm in Arm den Heimweg an und singen sich ein heiter Liedchen..."

„Du malst das Leben mit zu bunten Farben," meinte die Mama, „sie sitzt und näht bis in die tiefe Nacht hinein, um die Zinsen der Schuld zu bezahlen, die auf dem kleinen Grundstück haftet, und zum Dank dafür, schlägt sie ihr Mann, wenn er betrunken ist..."

„Du hältst die Lise also für noch unglücklicher als mich?"

„Gewiß, mein Kind."

„Siehst Du, Mama, darin hast Du eben Unrecht; sagte Minna mit einer Professormiene, die sie allerliebst kleidete; „ich halte Dich für das beste Herz von der Welt, dennoch aber giebt es eine Menge von Dingen, die Du nicht verstehst."

Die Geheimräthin konnte nicht umhin, darüber zu lächeln.

„Du bist der Ansicht, daß nothwendigerweise ein Unglück dazu gehören müsse, damit man unglücklich sei, das ist aber durchaus nicht der Fall. — Siehst Du, Mamachen, viele Deiner falschen Anschauungsweisen kommen auch daher, weil Du niemals so recht ordentlich geliebt hast..."

„Oh... oh...“ machte die Geheimräthin.

„Du verstehst mich nicht,“ schüttelte Minna, ein klein wenig ungeduldig den Kopf; „mich liebst Du allerdings, das weiß ich sehr gut, das ist eben Mutterliebe.“

„Und grade diese ist die höchste und edelste von allen anderen,“ entgegnete die Geheimräthin ernst; „Du kannst nicht darüber urtheilen, mein Kind, ehe Du sie nicht selbst empfunden,“

Aus Minna's reizendem Gesichtchen verschwand sofort die Gravität des Professors, und der Ausdruck tiefer Wehmuth trat an deren Stelle.

„Ach, siehst Du Mama,“ sagte sie, in der Seele betrübt „das ist ja auch etwas, das mich so unglücklich macht...“

„Was denn?“

„Daß ich... die Mutterliebe... niemals kennen lernen werde...“ senkte die junge Frau verschämt das Köpfchen.

„Was das nun wieder für Reden sind, Minna... ich bitte Dich... nach achtzehnmonatlicher Ehe... wie kommst Du zu dieser seltsamen Hoffnungslosigkeit?“

„Das kann ich Dir nicht erklären, liebe Mama,“ fuhr die Tochter mit noch zunehmender Wehmuth fort; „aber wenn Du wüßtest, welch' herbe Eifersucht durch meine Seele zieht, wenn die Dorffrauen hier am Fenster vorübergehen, mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm! — Lache nicht, Mama... ich kann kein Nest sehen, ohne daß mir Thränen in die Augen treten. — Seit einiger Zeit

bin ich überhaupt eine ganz Andere geworden... ich weiß nicht, was in mir vorgeht... ich erkenne mich gar nicht wieder... eigenthümliche Beängstigungen füllen mir die Brust... bald möchte ich weinen, bald wieder in Lachen ausbrechen... siehst Du, so etwas hast Du nie empfunden, liebe Mama."

„Oh, doch, doch," sagte diese, mit einem eigenthümlichen Lächeln."

„Nein, Mama, wenn Du es auch sagst, ich glaube es Dir nicht," schüttelte die junge Frau ernst zweifelnd den Kopf; „Du bist zu stark für dergleichen Zustände. Die schmerzvollsten Leiden kommen nicht von außen, sondern von uns selber. Die Herzen, die am heftigsten bluten, sind nicht immer die gequältesten, wohl aber die zartesten."

„Das ist wohl eine Phrase von Herrn von Thonfeld?" fragte die Geheimräthin.

„Woher weißt Du das, liebe Mama?"

„Weil es irgendwo her ist, und weil ich es auch schon irgendwo gelesen habe... eine veraltete, abgebrauchte Redensart."

„Du kannst Herrn von Thonfeld nicht leiden, Mama."

„Weshalb? Ich kenne ihn ja gar nicht."

„Es ist wirklich ein angenehmer Mann... Du glaubst doch nicht etwa, daß er hierher kommt, um..."

„Ich glaube, daß er Paul besuchen will."

„Das will ich grade nicht sagen, aber ..."

„Nun... aber? — Ach so... er kommt Christiane's wegen, nicht wahr?"

„Aber, Mama," mußte die Tochter unwillkürlich lächeln; „Du machst doch immer Scherze."

„Durchaus nicht, mein Kiud, ich folge einfach Deinem Ideengange; wenn er nicht Deinetwegen kommt, so ..."

„Das will ich grade nicht behaupten, Mama... aber er hat mir noch nie ein Wort gesagt, das ich nicht hätte hören dürfen."

„Davon bin ich überzeugt, liebe Minna; aber wie fing die Bekannschaft an? — Er kam, um Euch einen Besuch zu machen, zeigte sich als angenehmer Gesellschafter, Dein Maun bat ihn, öfter zu kommen, er leistete natürlich der Einladung Folge, dann wurde er allmälig ernster, nachdenklicher, zuweilen träumerisch... erzählte von seinen Reisen... ging zu Aphorismen über die Liebe über, und bei diesem Thema seid Ihr augenblicklich stehen geblieben... so etwas kommt in dem Leben fast jeder Frau vor... man nennt das ganz einfach: den Hof machen."

„Aber, Mama, ich versichere Dich ..." fiel die kleine Minna ein.

„Nun gut, wenn Du es ableugnest, bleibe ich bei meiner ersten Idee, daß er um Christiane's wegen kam."

Die Tochter wollte eben eine Gegenbemerkung machen, als lupus in fabula abermals eintrat und meldete, Herr

von Thonfeld lasse sich erkundigen, ob das Fräulein noch immer schlafe.

„Natürlich!“ nickte die Geheimräthin.

„Aber, Mama,“ schmollte Minna ein ganz klein Bischen; „willst Du ihn nicht eintreten lassen... ich dächte doch, es wäre passender.“

„Meinst Du?“ entgegnete die Mutter; es giebt vielleicht verschiedene Ansichten darüber.“ Dann winkte sie die Dienerin zu sich heran. „Höre Christiane,“ sagte sie; „ich habe Dir ein Geheimniß mitzutheilen.“

Die Alte machte ein neugieriges Gesicht und neigte den Kopf, um auch ja deutlich zu hören.“

„Du mußt nicht glauben, daß Herr von Thonfeld meiner Tochter wegen kommt,“ sagte die Geheimräthin; „er kommt Deinetwegen!“

Christiane stieß einen Schrei des Entsetzens aus, erröthete über das ganze Gesicht und da sie vor Scham und Verlegenheit gar nicht wußte, was sie machen sollte, hielt sie sich instinctiv mit beiden Händen die Ohren zu, als ob sie sich vor ferneren Mittheilungen auf diesem Gebiet unzugänglich machen wollte, dann eilte sie aus dem Zimmer.

Die Geheimräthin warf ihrer Tochter einen bezeichnenden Blick zu, vor dem diese die Augen niederschlug. In diesem Moment verdunkelte sich das Zimmer, wie wenn eine Wolke vorüberzöge, und als die drei Frauen nach dem Fenster sahen, kam zu ihrem größten Staunen

der Doctor Schröderheim durch dasselbe in's Zimmer voltigirt. Er schien sehr guter Laune, warf den Hut auf den Tisch und gab seiner Frau einen Kuß.

„Wie kommen Sie denn aber durch das Fenster, Schwiegersohn?“ fragte die Geheimräthin erstaunt.

„Das hat alles seine Ursache,“ küßte er dieser die Hand; lassen Sie mich von Anfang an erzählen: als ich vorhin die Dorfstraße hinunterschlenderte, begegnete ich einem Gorilla...“

„Einem Gorilla ... was ist denn das?“ fragte Minna.

„Ein Affe, der wie ein Mensch aussieht,“ belehrte sie die Mama.

„Oder ein Mensch, der einem Affen gleicht,“ fuhr Schröderheim fort; „es war ein Bettler mit thränenden Augen, enormen Kauwerkzeugen, und mit Beinen, wie ein vierfüßiges Thier... das ist interressant und machte mich sofort guter Laune... noch ganz erfüllt von dem Bilde des seltsamen Menschen, bemerkte ich auf dem Rückwege Herrn von Thonfeld, der an der Thür Schildwache stand und vor Ungeduld sich zu verzehren schien. Ich kalkulirte nun folgendermaßen: wenn er mich sieht, begrüßt er mich, wenn er mich begrüßt, spricht er mit mir, wenn er mit mir spricht, greift er meine Nerven an, und dann adieu meine Untersuchungen über den menschlichen Gorilla. Ich machte also, um ihn zu vermeiden, einen kleinen

Umweg und kam deshalb, wie die Damen ganz richtig bemerkt haben, durch das Fenster."

„Die arme Liese scheinen Sie aber wieder vergessen zu haben," sagte die Geheimräthin.

„J... wie werde ich denn die blonde Liese vergessen haben," entgegnete der Doctor mit humoristisch wichtiger Miene; „ich bin bei ihr gewesen. Gott, Du gerechter, wie sieht das da aus! Ein niedriges, halbdunkeles Zimmer, mit schwarzen Wänden und räuchriger Decke, Stühle mit zerrissenem Strohgeflecht, ein wackliger Tisch, zerbrochene Flaschen, eine traurige Wohnung. Auf einem der Stühle saß ein noch junges, aber bleiches und abgehärmtes, Weib, mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen, das so emsig an einem alten Kittel nähte, als wenn die Existenz des nächsten Tages von dessen Vollendung abhinge.

„Hörst Du, Minna?" blickte sie die Mutter an.

„Der Anblick zerriß mir das Herz," fuhr Schröderheim fort; „auf meine Fragen antwortete sie aber, daß sie nicht krank sei. — Das mochte schon sein, aber sie wird es entschieden werden, wenn sie bei dieser Lebensart bleibt. Mit Medicin ist da nichts zu machen, und ich halte überhaupt nicht viel von Medicamenten, ich habe ihr also nichts weiter verordnet, als Ruhe, Schlaf und täglich zwei bis drei Hammelcoteletts."

„Aber, mein Himmel," schlug die Geheimräthin die Hände zusammen; „Da sieht man wieder den Idealisten;

hätten Sie ihr doch auch gleich zehntausend Thaler verschreiben sollen ... Sie leben immer in den Wolken, lieber Freund, und wissen nicht einmal, daß die kleinen Leute im Dorf wohl Hammel züchten, aber nicht Hammel essen."

„Burr!" schüttelte sich die junge Frau; „und sie haben ganz recht, es nicht zu thun ... mir wird übel, wenn ich daran denke."

„Was habe ich Ihnen gesagt?" wandte sich der Doctor an die Geheimräthin; „das ist wieder eine solche Magenverstimmung ... hauptsächlich mag sie kein Fleisch ... doch, auf die Liese zurückzukommen ... man muß ihr gesundes, kräftiges Essen schicken."

„Sie würde es nicht annehmen," schüttelte Minna den Kopf; „sie hat ihren Stolz."

„Hm!" machte der Doctor, „dann weiß ich nicht, wie ihr zu helfen ist ... sie wird mehr und mehr hinschwinden, wenn sie fortfährt, solche Nahrung zu nehmen, wie ich auf ihrem schmutzigen Herd gesehen."

„Ach ... was war es denn?" fragte die junge Frau mit lebhafter Neugier.

„Ich weiß es wirklich nicht genau zu sagen," entgegnete ihr Mann; „in einem schwarzen Topf brodelte eine gelbliche Brühe, die einen unangenehmen Geruch ausströmte ..."

„Vielleicht Bohnensuppe," belebte sich Minna mehr und mehr; „ach, ich möchte auch wohl einmal Bohnen-

suppe essen, auf so etwas habe ich einen unüberwindlichen Appetit... aber bei uns giebt's das nicht..."

Die letzten Worte hatte sie mit fast wehmüthiger Stimme gesagt, plötzlich aber, als wenn ihr ein Gedanke gekommen, machte sie ein ganz lustiges Gesicht, klopfte wie ein frohes Kind in die kleinen weißen Hände und hüpfte zur Thür hinaus, daß ihr die dunklen Locken nur so um den Kopf flogen.

„Was ist ihr denn?" fragte Schröderheim erstaunt.

Die Geheimräthin lächelte und trat an's Fenster.

„Aber, so erklären Sie mir doch liebe Mama..."

„Mein Gott, Sie haben ja selber den Zustand ganz richtig erkannt... sie ist ein wenig nervös..."

Hier hielt sie aber inne und trat einige Schritte vom Fenster zurück, als wenn sie nicht gesehen sein wollte. Der Doctor, der die Bewegung bemerkt, näherte sich, um deren Ursache zu erforschen, aber die Geheimräthin wies ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Bleiben Sie," sagte die Schwiegermama; „wollen Sie mir versprechen, zehn Miuuten den Platz nicht zu verlassen, auf dem Sie sich jetzt befinden?"

„Ach, Sie wollen mich wohl zeichnen?" fragte Schröderheim, als die Geheimräthin sich an's Fenster setzte und Papier und Bleistift nahm... „Sie werden mir allerdings einen Gefallen damit thun; denn ich habe mich schon lange nach einer Skizze von Ihrer geschickten Hand gesehnt... darf ich mich vielleicht dabei setzen?"

„Gewiß," nickte die Mama, das Blei zuspitzend; „aber, wenn ich bitten darf mitten in's Zimmer... da... so ist's recht... nicht das Gesicht nach dem Fenster zu, im Profil sind Sie weit hübscher... noch ein wenig mehr herum... so bleiben Sie gefälligst."

Die Geheimräthin begann zu zeichnen, und die ersten Minuten vergingen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.

„Kommt Herr von Thonfeld immer so früh?" brach die Mama, wie mit einer zufälligen Frage, das Schweigen.

„Ja..." machte der Doctor, ohne sich zu rühren... „gewöhnlich..."

„So? — Und das ist gerade die Zeit, in der Sie arbeiten... nicht wahr?"

„Allerdings."

„Und das weiß Herr von Thonfeld... wie?"

„Ja... das wird er wohl wissen... weil ich niemals zum Vorschein komme."

„Und deßhalb empfängt ihn Minna... den Kopf ein klein wenig mehr nach rechts... so!"

„Ja... Minna vertritt meine Stelle... er plaudert mit ihr... aber nur über ganz ernste Themata... und das beruhigt mich..."

„So? — Das beruhigt Sie? — Nehmen Sie den Kopf doch nicht so hinteniüber; das giebt Ihrem sonst edlen Gesicht einen dummen Ausdruck... so... wie oft kommt denn Herr von Thonfeld?"

„Anfänglich kam er monatlich zwei, dreimal."

„Und jetzt kommt er zweimal die Woche?"

„Nicht regelmäßig, aber beinahe..."

„Es wird nicht lange dauern, bis er täglich seine Aufwartung macht..."

„Das fürchte ich ebenfalls."

„Und weshalb fürchten Sie es?"

„Minna's wegen..."

„Aber heben Sie doch den Kopf ein wenig, Sie sehen ja aus, als wenn Sie einschlafen wollen... so... weshalb glauben Sie eigentlich, daß er hierherkommt?"

„Was weiß ich? um die Zeit hinzubringen... er wird sich langweilen."

„Hm... das kann ich Ihnen sagen, in diesem Augenblick langweilt er sich nicht."

„Woher wissen Sie das, liebe Mama?"

„Weil ich ihn sehe... draußen im Garten... er ist voller Feuer und Leben... Minna scheint angegriffen, sie stützt sich auf seinen Arm..."

Schröderheim bekam einen Schreck und sprang von seinem Stuhl empor.

„Aber so bleiben Sie doch sitzen," winkte ihn die Geheimräthin wieder nieder... „ich bin jetzt grade bei den Augen, da müssen Sie nicht so viele Bewegungen machen... Ihr Auge scheint ein wenig blöd und kurzsichtig... Worüber sich die Beiden wohl unterhalten mögen? — Sehr

schwer scheint es mir eigentlich nicht zu finden. — Wenn ein junger, hübscher Mann einer jungen, hübschen Frau häufige Besuche macht, und der Gemahl studirt unterdeß die Anatomie der Affen... mein Gott, da ist es nicht zu verwundern, wenn die Beiden vertraulicher miteinander werden, wenn sie..."

Schröderheim sprang schon wieder von seinem Stuhl empor.

„Mir ist der Fuß eingeschlafen," sagte er; „ich muß ein wenig auf- und niedergehen;" dann stürzte er aber mit drei gewaltigen Schritten an's Fenster, lehnte die glühende Stirn an die kalten Scheiben und blickte in den Garten hinaus.

„Wo sind Sie denn? Ich sehe ja nichts!" wandte er sich zur Geheimräthin.

„Hm!" machte diese; „sie werden sich in's Dickicht verloren haben..."

„In's Dickicht?... Alle Wetter!" brauf'te Schröderheim auf; indem seine Wangen sich rötheten, seine Augen funkelten.

Die Geheimräthin blickte ihn ruhig lächelnd an.

„Wenn Minna Sie so sähe," sagte sie.

„Sie wird mich so sehen, sie wird!" tobte der Doctor; „ich will sogleich..."

„In's Dickicht gehen, lieber Schwiegersohn; „da würden Sie kein Opfer Ihres Zornes finden."

Schröderheim sah sie fragend an.

„Ich habe Ihnen eine kleine Geschichte aufgebunden, mein guter Paul; der Scherz war vielleicht ein wenig grausam, aber doch sehr dienlich. — Ich bitte Sie um Entschuldigung für die Gemüthsbewegung, die ich Ihnen bereitete. Erfahren Sie denn, daß Herr von Thonfeld in jenem Steige ganz allein auf- und niederschritt, während ..."

„Während Sie mich zeichneten?"

„Nein ... während ich ihn zeichnete ..." reichte ihm die Geheimräthin das Blatt Papier; „erlauben Sie, daß ich Ihnen dies Portrait zum freundlichen Andenken überreiche."

Der Doctor betrachtetete das Bild eine ganze Weile.

„Wo nur Minna sein mag?" blickte er dann auf.

„Beunruhigt Sie das endlich?" fragte die Mama;" „sie hat sich vielleicht eingeschlossen, um allein zu seufzen ... ja, ja, mein lieber Schwiegersohn, es giebt noch so manche Dinge auf Erden, die man durch die Zoologie nicht lernen kann. — Wollen Sie wissen, was Minna fehlt? Sie langweilt sich."

„Oh!" machte Schröderheim, wie aus der Wolke fallend.

„Ja, ja," fuhr die Geheimräthin, sich mehr und mehr belebend, fort, „wenn Ihr Männer Euch verheirathet, wißt Ihr im Anfang gar nicht, was Ihr dem lieben Weibchen, das Euch noch etwas neues ist, für Liebe, Güte und Aufmerksamkeiten aller Art anthun sollt; aber so gelehrt und vollkommen Ihr Herren der Schöpfung auch

sein mögt, unerschöpflich seid Ihr dennoch nicht, und nach einiger Zeit kehrt der Mann zu seinen Affen zurück und gönnt der Frau nur seine Ruhestunden, das heißt die Stunden, in denen er müd' und angegriffen ist; aber die kleine Frau ist allein, immer allein und langweilt sich, die Händchen mit der Tapisserie sinken träg und gleichgültig in den Schooß; das verhindert aber den Geist nicht, zu wandern und zu vergleichen, das verhindert die stille Thräne nicht, zu fließen... in ihrer Trostlosigkeit greift sie nach jedem rettenden Strohhalm, die geringfügigste Zerstreuung erscheint ihr annehmbar, und wenn es auch nur die Unterhaltung mit einem kleinen Gutsbesitzer wäre.

Schröderheim ging mit großen Schritten und in heftiger Erregung im Zimmer auf und nieder; die Geheimräthin folgte ihm mit lächelnden Blicken.

„Das würde auch alles nicht geschehen sein... würde auch alles anders werden," fügte sie dann hinzu; „wenn hier nicht etwas bei Euch fehlte..."

„Nun... was fehlt denn bei uns?" blieb der Doctor stehen.

„Das ist... sehr delicat zu sagen," schlug die Mama verschämt die Augen nieder; „ich weiß wirklich nicht, wie ich es sagen soll... aber... wenn man dies große, öde Zimmer betrachtet..."

„Dies öde Zimmer?" wiederholte Schröderheim; „ich dächte, man könnte sich hier kaum umdrehen...

Minna hat ja ihren halben Salon ausräumen und hierherbringen lassen.“ —

„Und dennoch fehlt etwas,“ zupfte die Geheimräthin verlegen an einer Falte ihres seidenen Kleides; „ein kleines, ganz kleines Möbel, das, wie mit einem Zauberschlage, alles Ueberflüssige sofort verbannen würde. — Verstehen Sie nicht, was ich meine?“

„Nein!“ schüttelte der Doctor den Kopf.“

„So soll ich es Ihnen also wirklich sagen?“

„Ich bitte Sie dringend darum.“

Die Geheimräthin winkte ihren Schwiegersohn heran, erhob sich ein wenig auf den Zehen, legte die Hand auf seine Schulter und war eben im Begriff dem Neugierigen die beiden kleinen Worte in's Ohr zu flüstern, als Minna mit freudestrahlenden Augen und glühenden Wangen in's Zimmer hüpfte.

„Mein Gott, wie siehst Du denn aus, Kind?“ ließ sich die Mutter wieder auf die Hacken nieder, während Schröderheim erstaunt seine Frau anblickte; „Du bist ja ganz roth!“

„Nun ja,“ nickte die junge Frau „weil ich vom Feuer komme. Wie schön es ist, daß Du uns besucht hast... Du hast mich gelehrt, daß man zu etwas nütze sein muß, und ich fühle mich jetzt so glücklich, so zufrieden...“

„Deine Hände sind auch ganz heiß,“ befühlte die Geheimräthin jeden einzelnen Finger.

„Hm!“ machte Minna; „ich sage Dir ja, daß ich gearbeitet, daß ich eine Beschäftigung gefunden habe.“

„Und darf man erfahren, welche?“ trat Schröderheim hinzu.

Die junge Frau schüttelte den Kopf und deutete auf den Arbeitstisch, als wenn sie ihren Gemahl an seinen Platz verweisen wollte; dann zog sie die Mutter in die Fensternische, überzeugte sich durch einen Blick, daß Paul ihnen nicht folgte und begann in leiser Flüsterstimme:

„Nun will ich Dir meine Heldenthaten erzählen, liebe Mama. Du entsinnst Dich doch noch unseres Gesprächs über die arme Liese, die so krank und unglücklich ist. Da kam mir plötzlich eine Idee, ich steckte mir das Kleid auf, lief in die Küche, wo ich sonst so selten gewesen war, und denke Dir meine Freude, ich fand sogleich, was ich suchte.“

„Und was suchtest Du denn?“

„Nun ... Hammel-Cotelettes ... weißt Du denn nicht mehr? ... für die Liese ... sie lagen so appetitlich auf einem Küchenbrett ... mit einem schnellen Entschluß ergriff ich jedes einzelene behutsam mit Daumen und Zeigefinger, legte sie in die Pfanne und that Butter hinzu ... die Köchin lachte; aber ich ließ mich durchaus nicht stören, sondern freute mich, wie es bald in der Pfanne zu brodeln begann ...“

„Welche Thorheit!“ sagte Schröderheim, der dennoch unbemerkt herangeschlichen war.

Minna blickte sich mit einem unwilligen Gesichtchen um, fuhr aber dann unwillkührlich etwas lauter werdend fort:

„Die Cotelettes wurden wirklich delicat, Mama, Du kannst es mir glauben...“

„Was hast Du denn damit gemacht, da Liese, wie Du sagst, nichts annimmt?“

„Nun kommt ja eben meine kleine List,“ rieb Minna sich die zarten Händchen; „ich ließ der armen Liese sagen, ich hätte so unüberwindlichen Appetit auf ihre Bohnensuppe bekommen, und sie möchte mir eine Terrine voll schicken für meine Hammel-Cotelettes ... solchen Tauschhandel trieben wir früher auch immer, als wir noch kleine Kinder waren... Christiane ist schon ein Weilchen fort und muß bald zurück sein... Du glaubst nicht, Mama, wie ich mich auf ihre Heimkehr freue!“

„Du bist ein Engel!“ hauchte Schröderheim einen Kuß auf ihr dunkles Haar; dann zog er die Geheimräthin in die entfernteste Ecke des Zimmers und raunte ihr zu:

„Ich glaube nicht, daß Thonfeld mir Schaden gethan hat; aber ich will auch das Wenige, das ich von Minna's Liebe verloren, wiedererobern. Ihre Lection hat gute Früchte getragen. Wollen Sie die Güte haben, mich jetzt mit meiner Frau allein zu lassen?“

Die Geheimräthin drückte ihm die Hand und wandte sich zur Thür.“

„Du willst gehen, Mama?“ fragte die Tochter; „bleib doch hier, bitte!“

„Nein, nein, das geht nicht," schüttelte diese ernst den Kopf; „Dein Gemahl hat es so angeordnet... er will mit Dir sprechen... höre ihn getrost an... auf Wiedersehen, mein Kind!"

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und Minna blickte aus dem Fenster, ob Christiane noch nicht zu sehen sei. Schröderheim trat zu ihr und faßte zärtlich ihre Hand.

„Höre mich an, liebe Minna," sagte er; Deine Mutter hat mir die Augen geöffnet; ich kannte Dich nicht; jetzt kenne ich Dich aber... ich liebte Dich immer, aber jetzt liebe ich Dich noch mehr."

„Ja, ja,... ich weiß, ich weiß," nickte ihm die junge Frau zu, wobei man jedoch auf ihrem Antlitz las, daß sie an ganz Anderes dachte.

„Ich war undankbar... blind," fuhr Schröderheim fort; „ich glaubte, Deine bunten Flitter könnten Dir genügen, ich ließ Dich unbekümmert von einem Menschen umschwärmen, den Du überschätztest; nun weiß ich aber, daß Du kein Kind mehr bist, daß Dein Geist dem meinen ebenbürtig, Deine Menschenliebe der meinen überlegen ist..."

„Hm," unterbrach sich Schröderheim, weil Minna's Unaufmerksamkeit immer auffallender wurde.

„Was ist Dir?" ergriff er von neuem die ihm entzogene Hand; „Du bist zerstreut, Du hörst mich nicht... bin ich denn nicht Dein lieber Paul, wie Du mich

früher nanntest?... Ich drücke Deine Hand, ohne einen Gegendruck zu fühlen, oh kehre zu mir zurück... sieh mich an... woran denkst Du eigentlich?..."

In diesem Moment trat die alte Christiane mit einer dampfenden Terrine in's Zimmer. Kaum war Minna ihrer gewahr geworden, als sie darauf zulief, ihr das Gefäß aus der Hand nahm und es auf den Tisch stellte.

„Ach, die Suppe, die Suppe!" jubelte sie, wie ein glückliches Kind, „ich liebe Dich, meine gute Christiane!"

Des Doctors Antlitz bedeckte sich mit Zornesgluth. Er hatte sich fortwährend in den zärtlichsten Ausdrücken an ihr Herz gewandt, ohne auch nur einen freundlichen Blick zu erhalten, und nun hätte sie beinahe die alte Christiane geküßt, weil sie ihr einen Teller Bohnensuppe brachte. Das war denn doch zuviel; das konnte der Geduldigste nicht ertragen.

„Geh hinaus, Christiane!" rief der Doktor, den Arm nach der Thür ausstreckend. Das Mädchen zögerte noch, aber der Befehl wurde auf eine so energische Weise wiederholt, daß kein Ungehorsam mehr möglich schien und die Dienerin mit einer Miene das Zimmer verließ, als wollte sie sagen: Und den habe ich bis jetzt für gut gehalten... ach, du lieber Gott im Himmel!

Nachdem Minna die Terrine auf den Tisch gesetzt, lief sie in größter Ungeduld in der Stube umher.

„Ach bitte, lieber Paul, einen Löffel, einen Teller!" rief sie; „schnell doch, schnell!"

„Aber, Du weißt doch, daß hier kein Küchenspind ist," entgegnete dieser, noch immer aufgebracht.

Die junge Frau schien erst hinausgehen zu wollen, um das Fehlende zu holen, dann besann sie sich aber, kehrte zum Tisch zurück, nahm den Deckel von der Terrine und begann mit dem in derselben befindlichen Löffel zu essen, daß Schröderheim sich hätte darüber freuen können, wenn er sich nicht lieber geärgert hätte.

Die junge Frau nahm gar keine Notiz von ihm, sondern gab sich mit einem fast komischen Eifer dem Genuß ihrer Bohnensuppe hin, als die Geheimräthin zurückkam. Sogleich eilte der Schwiegersohn auf sie zu und drückte ihre Hand, daß sie schmerzlich das Gesicht verzog.

„Mama!" flüsterte er ihr zu; „ich bin der Unglücklichste aller Menschen!"

„Aber, weshalb denn, lieber Paul?"

„Sehen Sie doch nur Minna an!"

„Das arme Kind... es ißt," lächelte die Mutter, nachdem sie eine Weile zugeschaut.

„Ja!" wiederholte Schröderheim in kochender Erregung; „sie ißt, anstatt mich anzuhören; ich verstehe und begreife nichts mehr!"

„Armer Doctor der Medicin!" zuckte die Geheimräthin die Achseln.

Da öffnete sich die Thür, und die alte Christiane kam abermals ins Zimmer.

„Herr von Thonfeld läßt sagen," begann sie, mit einem geringschätzenden Blick auf Schröderheim.

„Mein Gott, schon wieder!" entgegnete die Mutter, „sage ihm, die gnädige Frau wäre unwohl..."

„Unwohl!" machte die Dienerin ein ungläubiges Gesicht; „bei dem Appetit?"

„Nein... es ist auch nicht wahr..." schüttelte Minna, während des Essens, den Kopf; „ich bin ja ganz gesund... und glücklich!"

Schröderheim fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar.

„Oh, diese Evatöchter!" rief er; „eine ist wie die Andere; „denn Alle ziehen sie einen Apfel dem Paradiese vor... und wenn es wenigstens noch ein Apfel wäre... aber diese abscheuliche Bohnensuppe! — „Christiane!" wandte er sich dann befehlend an diese; „ich kann das nicht mehr mitansehen... trage das hinaus... auf der Stelle!"

„Aber, ich bin ja noch nicht fertig!" blickte Minna auf, indem sie die Terrine mit beiden Händen umklammerte.

„Ich bitte mir Gehorsam aus, Christiane, oder Du verläßt noch heute meinen Dienst!" rief der Hausherr.

Das alte Mädchen zuckte die Achseln, als wenn sie sagen wollte: contre la force point de resistance, nahm die noch halbvolle Terrine und näherte sich mit dieser der Geheimräthin, als wenn sie ihr wohl etwas sagen wollte, aber sich nicht recht getraute. Die junge Frau verzog

schmollend das Gesichtchen und warf ihrem Mann einen unwilligen Blick zu.

Die Geheimräthin sah jetzt die alte Christiane ebenfalls an, dann winkte sie sie mit einem Augenzwinkern näher zu sich und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Das alte Mädchen erröthete unter ihrem weißen Haar und nickte.

„Ich habe es mir gleich gedacht," tuschelte die Schwiegermama.

„Hm!" machte die Andere; „nun kann ich sie aber doch wohl nicht mehr Fräulein nennen?"

Die Geheimräthin schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wollen Sie mir endlich erklären, Mama," trat Schröderheim jetzt hinzu; „es scheint sich hier um ein Geheimniß zu handeln... Sie scheinen Beide etwas zu wissen, das..."

„Das Ihnen entgangen ist, obgleich Sie ein berühmter Arzt sind," unterbrach ihn die Mama... Sie ärgern sich über einen Appetit, über den Sie nur Ursache haben, sich zu freuen.

„Mich zu freuen?" fragte der Doctor erstaunt.

„Nun gewiß. — Was habe ich Ihnen vorhin gesagt? Daß hier ein kleines Möbel fehle, um Euer Beider Glück wiederherzustellen, um es noch größer zu machen, als es gewesen..."

„Ja, ja," entgegnete Schröderheim, ungeduldig; „ich weiß wohl, doch was ist das für ein kleines Möbel?"

„Sie können es auf meine Verantwortung bestellen... kommen Sie her... ich will es Ihnen sagen!“

Der Doctor neigte sein Ohr abermals zu den Lippen der Mama hinab, und als diese ihm zwei leise Wörtchen zugeflüstert, machte er erst ein ganz verwundertes Gesicht, dann strahlte plötzlich hohe Freude aus seinen Zügen und mit einem schnellen Satz sprang er auf Christiane zu.

„Gieb die Suppe her!“ rief er, ihr die Terrine entreißend und sie wieder zu seiner Frau tragend.

Gott, du Gerechter!“ faltete die alte Dienerin die harten Hände; „das wird ja immer hübscher, ist das ein Wütherich!“

„Da... da... iß, meine liebe, gute, einzige Minna;“ kniete Schröderheim mit der Terrine vor seiner Frau nieder; „bitte, thue mir den Gefallen und iß... es ist Dir außerordentlich gesund... Du sollst alle Tage Bohnensuppe haben... ich verordne es Dir ... Du weißt, ich bin ja Arzt!“

Und Minna nahm ihm lächelnd die Terrine aus der Hand und warf ihm nach jedem Löffel einen freundlichen Blick zu, und als sie fertig war, gab sie ihm einen zärtlichen Kuß.

Schröderheim bestellte schon am folgenden Tage das fehlende Möbel, und als es erst seine Bestimmung erfüllte, herrschte dauerndes und ungetrübtes Glück in dem kleinen Herrenhause zu Bergwitz.

4.

Wie der Teufel das Hinken bekam.

Nach einer Sage aus dem Lüneburgischen.

Vor vielen Jahren wohnte ein großer Bauer in Ellerndorf, der lebte so nach Gottes Wort, daß ihm Keiner etwas Schlechtes nachsagen konnte und daß selbst die bösen Menschen im Dorf es nicht anzufangen wußten, wie sie ihm Schaden thun sollten. Das wußte Klasbauer auch recht gut, und deshalb pflegte er immer zu sagen: „Mir kann der Teufel selbst nichts thun!“

Die Leute dachten zuerst: „Klasbauer ist ein verwegener Kerl, der hat den Teufel herausgefordert!“ — Da der Teufel sich aber nicht sehen ließ, so sagten sie zuletzt auch: „Klasbauer kann der Teufel selbst nichts thun!“

Als der Teufel nun 'mal an einem heiligen Sonntagmorgen in der Hölle saß und sich ein Register machte, wie viele Seelen er in den letzten vier Wochen gewonnen hatte, kam sein Großknecht angegangen und erzählte ihm, was die Leute in Ellerndorf von Klasbauer sagten.

Der Teufel ärgerte sich höllisch darüber. Aus lauter Wuth ließ er sich den Höllenofen doppelt heizen, um die armen Seelen tüchtig zu quälen, legte die Arme auf den Rücken und ging die Stube auf und nieder; er wollte, nämlich ausspintisiren, wie er Klasbauer einen rechten Tort anthun könnte.

Lange konnte er auf nichts kommen; zuletzt fiel ihm aber wirklich ein prächtiger Spaß ein.

„Ich will die Nacht hingehen und Klasbauer die Hausthür aushängen und all sein Vieh losmachen! Wenn er dann am Morgen aufsteht, sind alle Kühe und Pferde weg. Ich will doch 'mal sehen, ob der Teufel ihm nichts thun kann!“

Der Sonntag wurde dem Teufel furchtbar lang. Er lief von einer Stube in die andere, schlug seine Knechte, zankte mit seiner Frau und schmiß mit brennendem Schwefel und Pech um sich, daß die armen Seelen vor Angst gar nicht wußten, wo sie bleiben sollten.

Endlich wurde es Nacht. Der Teufel steckte sich seine Pfeife an und machte sich auf den Weg nach Ellern-dorf. Daß der Mond schien, war ihm ärgerlich, aber er hätte sich lieber aufhängen lassen, als daß er seinen Streich aufgegeben hätte.

Die Leute in Ellerndorf waren schon alle zu Bett. Leise schlich sich der Teufel nach Klasbauers Gehöft und fing an bei den Thieren zu wirthschaften.

„Klasbauer ist heute nach der Kirche gewesen," dachte der Teufel; „und hat sich müde gelaufen; er wird nichts hören."

Mit der kleinen Hofthür war er bald fertig. Er nahm sie auf den Rücken, trug sie nach der Straße und warf sie hin, damit sie die Leute am Morgen gleich zu sehen bekämen. Die große Thür aber war nicht von Stroh und machte ihm viel zu schaffen. Er hob und drückte daran herum, aber die Thür rührte sich nicht.

„Wart', ich will dich schon kriegen!" brummte er da; packte den großen, eichenen Klotz und rannte wie toll damit gegen die Thüre los.

Bums! — Die Thüre rührte sich nicht. — Bums! — Die Thüre krachte. — Bums! Die Thür flog auf. —

Der Teufel schmiß seinen Klotz weg und wollte gerade einen Flügel von der Thüre packen, da kam Klasbauer, der von dem Höllenlärm aufgewacht war, aus der Stube und rief:

„Was ist hier los?"

Der Teufel gab keine Antwort; Klasbauer aber bekam bei dem hellen Mondschein das eine Horn zu sehen, langte sich einen verkohlten Scheit Holz aus dem Backofen, lief dem Teufel, der sich mit der Thür auf dem Rücken davonmachen wollte, schnell nach, machte mit dem verkohlten Holz ein großes Kreuz auf die Thüre.

Ein Kreuz kann aber der Teufel in den Tod nicht

leiden, deshalb wollte er die Thüre abschmeißen, aber sie fiel verkehrt und er kam unter sie zu liegen. Das war Klasbauer gerade recht. Er sprang auf die Thüre und rief nun aus vollem Halse seine Knechte und seinen Schäfer:

„Christoph, Jochen, Christian! Ich habe den Teufel hier unter!“

Die Knechte und der Schäfer kamen auch gleich angelaufen und alle Viere trampelten und tanzten nun auf der großen Thüre herum, daß dem Teufel, der unter ihr lag, alle Knochen im Leibe knackten. —

„Nun ist er mürbe genug!“ rief Klasbauer; als er sich mit seinen Leuten müde getrampelt hatte, sprang von der Thüre, hob sie ein bischen auf und kukte herunter, um zu sehen, was für ein Gesicht der Teufel wohl machte.

Diesen Augenblick nahm dieser wahr, und ehe Klasbauer und seine Knechte zugreifen konnte, war er schon ausgekratzt. Klasbauer hing seine Thüre wieder ein, ging mit seinen Leuten zu Bett und sagte: „Der kommt sobald nicht wieder!“

Braun und blau und gelb und grün gezeichnet humpelte der Teufel nach seiner Hölle zurück. Er wußte sich vor Wuth gar nicht zu helfen und wollte nichts essen und trinken, bis er 'was ausgedacht hatte, wie er sich an Klasbauer rächen könnte. Drei Tage fiel ihm nichts ein; den vierten Tag aber kam es ihm in den Kopf, Klas-

bauer sein Haus anzustecken, das grade voll Heu und Stroh war. Diesmal dachte der Teufel es klüger anzufangen. Er verkleidete sich als Hochzeitbitter und machte sich am hellen lichten Tage auf den Weg nach Ellerndorf, als Klasbauer und alle seine Leute auf dem Felde bei der Arbeit waren. Hätte er sich nun wie ein ordentlicher Hochzeitbitter aufgeführt, dann wäre das Ding ganz gut gegangen; aber der Teufel bleibt immer der Teufel. Der schwarze Hut mit den vielen rothen Bändern drückte seine Hörner, deshalb nahm er ihn ab und trug ihn unter dem Arm.

Als er nun so über's Feld wankte, wurde Klasbauer ihn von Weitem gewahr und sagte zu seinem Großknecht:

„Geh 'mal in's Dorf, Christoph, und sieh zu, was das für'n Hochzeitbitter ist, der seinen Hut unter dem Arm trägt."

Christoph ging dem Hochzeitbitter nach, kam aber bald zurück und sagte:

„Das muß der Teufel sein; ich habe ganz deutlich seine beiden Hörner gesehen! Er will uns gewiß 'nen Streich spielen; er sieht aus, als wenn er alles auffressen möchte."

„Dann müssen wir nach Hause!" sagte Klasbauer; „es soll ihm nicht besser gehen, als das vorige Mal."

Als Klasbauer mit seinen Leuten in's Dorf kam, sah er den falschen Hochzeitbitter gerade in sein Haus schleichen. Da liefen sie alle geschwind nach dem Hof,

holten sich Forken aus der Scheune und rückten von drei Seiten in das Haus hinein. Es war die höchste Zeit, daß sie kamen, denn der Teufel wollte eben ein kleines Feuer anmachen, was das ganze Dorf in Schweiß gebracht hätte.

Er erschrak sich aber nicht schlecht, als er plötzlich vier stämmige Kerls mit spitzen Forken auf sich zukommen sah und Klasbauer rufen hörte:

„Wenn Du dich rührst, Teufel; so kriegst Du ein Dutzend blanke Zinken zu fressen!“

Hätte der Teufel seine höllische Uniform angehabt, so hätte er sich gewiß nicht gutwillig gegeben; aber in dem langen Hochzeitbitterrock war er so steif wie ein Bock und stand da, als ob er nicht bis fünf zählen könnte. Er sah die vier Mann mit den Forken an; wie ein armer Sünder, und klapperte mit den Zähnen, als wenn er das kalte Fieber hätte. Und ehe er es sich versah, hatte ihm Klasbauer schon ein Strick über den Kopf geworfen und ihn zu Boden gerissen.

„Der Satan hat uns in's Feuer bringen wollen, wir wollen ihn in's Wasser bringen!“ rief Klasbauer; „er soll in unsʼerm großen Teich das Schwimmen lernen.“

Und damit schleppte er ihn fort, warf ihn kopfüber in den großen Teich hinterm Hause und stellte sich mit seinen Leuten rund herum, damit der Teufel nicht auskneifen konnte. Es war nun ganz possierlich anzusehen, wie sie dem armen Teufel mitspielten. Wenn er den

Versuch machte, an's Land zu schwimmen, so kam gleich Klasbauer oder einer von den Knechten angelaufen und schlug ihm mit der Forke auf den Kopf, daß er untertauchen und grausam viel Wasser schlucken mußte. Als der Teufel sich ordentlich abgekühlt hatte, ließ Klasbauer ihn laufen und rief ihm nach.

„Wenn Du 'mal wieder durstig bist, dann komm nur her; Wasser haben wir genug."

Wenn der Teufel nicht solch dummes Vieh wäre, dann hätte er sich nicht wieder in Ellerndorf sehen lassen, aber er war Klasbauer so böse, daß er zum drittenmal drüber nachdachte, wie er ihm einen Tort anthun könnte. Weil er soviel Wasser hatte schlucken müssen, und weil Klasbauer gesagt hatte: „Wasser haben wir genug!" so nahm er sich vor, in einer Nacht alle Brunnen in Ellerndorf zuzuwerfen, damit Menschen und Vieh das schmutzige Wasser aus dem Teich trinken müßten. Er suchte sich zu seinem Streich eine Nacht aus, wo Klasbauer auf der Hochzeit war.

Als die Uhr zwölf geschlagen hatte, fing er mit seinem Handthieren an. Er schleppte mächtig große Steine beim Dorf zusammen und trug sie einen nach dem andern zu dem Brunnen, den er zuwerfen wollte.

„Klasbauer trinkt doch die ganze Nacht," dachte der Teufel; „ich will nur nach der Reihe gehen."

Und so fing er denn auf dem einen Ende vom

Bayerische Staatsbibliothek München

Dorfe an und freute sich, wenn die dicken Steine so recht in den Brunnen herunter klöterten.

Klasbauer's Brunnen war der beste im ganzen Dorf und deshalb hatte der Teufel auch die größten Steine für ihn aufgehoben. Zwei hatte er schon hinuntergeworfen, und eben wollte er den dritten, einen ganz gefährlich großen Klumpen, nach dem Brunnen schleppen, da kam Klasbauer angegangen.

Der hatte das Plumpsen von den ersten beiden Steinen gehört und es war ihm gleich eingefallen, daß der Teufel sich wohl ein kleines Plaisir mit seinem Brunnen machen könnte. Als er nun den Teufel mit dem gefährlich großen Stein schleppen sah, rief er ihm herzhaft zu:

„Gott segne es!"

Und im selben Augenblick schmiß der Teufel den schweren Stein hin und rief:

„Dem Kerl kann der Teufel selbst nichts thun!"

Der Stein fiel ihm aber häßlich auf den linken Fuß und schlug diesen ganz breit. Fluchend humpelte der Teufel davon.

Klasbauer aber lachte ihm nach und sagte:

„Ich hab's ja immer gesagt: mir kann der Teufel selbst nichts thun."

Von der Zeit an hatte Klasbauer Ruhe vor dem Teufel; dieser aber hat seinen breiten Fuß behalten und muß damit noch heute in der Welt herumhumpeln.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winterfeld, Adolf <<von>>,

Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé Von A. von Winterfeld

Bd.: 6

Berlin 1873
L.eleg.m. 1331 y-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11159960-0